1,60 DM / Band 40
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12.-

BASTEI

Neuer Roman

Tony Ballard

Die Horror-Serie von A.F. Morland



Ein Monster namens »Charlie«



Ein Monster namens Charlie

Tony Ballard Nr. 40

von A.F.Morland

erschienen am 30.03.1984

Ein Monster namens Charlie

Die beiden Männer saßen in einem unscheinbaren grauen Buick und blickten an der Fassade eines schwarzen Marmorwolkenkratzers hoch.

»Mensch könnte da hinaufklettern«, sagte Walter Downs, der hinter dem Steuer des Fahrzeugs saß.

»Aber unser Freund schafft das spielend«, meinte Vic Brennan grinsend. Er wandte sich um und betrachtete einen kleinen Leichtmetallkoffer. Früher hatte er mal als Werkzeugkasten gedient.

Jetzt beinhaltete der Koffer etwas anderes: das nackte Grauen, den absoluten Horror. »Dann mal los«, sagte Downs.

Brennan griff nach hinten und öffnete die beiden Klappverschlüsse. Er hob den Kofferdeckel, und eine armlange, feuerrote Ameise kroch heraus…

Sie hieß Emily Fonda und war die Tochter eines der reichsten Männer Amerikas. Dunkelhaarig und schlank war sie, immer ein bißchen verrückt gekleidet, quirlig und lebenslustig.

Ihr Vater besaß ein großes Haus am Long Island Sound. Es war schon fast ein Palast. Obwohl Emily dort aufgewachsen war, hatte sie sich darin nie so recht wohl gefühlt.

Alles war ihr zu überdimensioniert, zu unübersichtlich gewesen.

Und dann das viele Personal. Auf Schritt und Tritt hatte sich das Mädchen daheim beobachtet gefühlt.

Aber das war nicht der Grund gewesen, weshalb sie von zu Hause fortzog. Eigentlich gab es mehrere Gründe. Der erste war, daß sie mit einundzwanzig Jahren auf eigenen Beinen stehen wollte. Der zweite Grund war, daß sie ihrem Vater, Wyatt Fonda, nicht im Wege sein wollte, denn er hatte nach seiner Scheidung eine Frau gefunden, die er liebte. Grund Nummer drei war, daß sie sich als Künstlerin entfalten und profilieren wollte. Grund vier: Stella Frey, mit der sie zusammenwohnen wollte… Und es gab noch eine Menge Gründe mehr, die sie veranlaßt hatten, dem riesigen Haus am Long Island Sound ade zu sagen und in das Herz von New York, nach Manhattan, zu ziehen.

Hier wohnte sie auf der Spitze eines schwarzen Marmorwolkenkratzers und überblickte die Stadt nach allen Richtungen.

East River, Hudson River, Battery Park an der Südspitze – und sogar die Häuser der Bronx im Norden konnte sie sehen.

Das Penthouse-Atelier hatte Wyatt Fonda gekauft und eingerichtet. Emily hatte es ihrem Vater erlaubt. Schließlich stand sie mit ihm nicht auf Kriegsfuß, und es machte ihm große Freude, sein Geld für sie auszugeben.

»Du bist die Tochter eines bekannten Mannes, also mußt du standesgemäß wohnen, sonst wirft das ein schlechtes Licht auf mich, und ich muß auf mein Image achten«, sagte er.

Seine Welt waren die Computer. Sein Elektronik-Konzern überschwemmte den Weltmarkt mit hervorragenden Qualitätsprodukten. Wohin man kam, ob Indien, Afghanistan, Rußland oder Alaska – überall fand man Fonda- Geräte.

Wyatt Fondas Unternehmen brauchte weder die Konkurrenz im eigenen Land noch irgendeine ausländische zu fürchten. Der Betrieb stand auf soliden, gesunden Beinen, wuchs jährlich, aber niemals so rasch, daß der Chef die Kontrolle über sein Elektronik-Imperium verlor.

Fonda richtete das Penthouse-Atelier nach den Wünschen seiner Tochter und deren Freundin ein, doch hinterher sagte er nicht:

»Also, mach’s gut, laß in ein paar Jahren wieder mal von dir hören«,

sondern er bat seine Tochter an dem Tag, an dem sie ihn verließ, noch um eine kurze Aussprache in seinem Arbeitszimmer.

»Hör zu«, sagte er, »ich will jetzt keine schwülstige Abschiedsrede halten, das liegt mir nicht. Ich möchte nur, daß du weißt, daß ich immer für dich da bin. Es fällt keine Tür hinter dir zu, sie bleibt immer offen. Sollte dir das Leben dort draußen zu rauh sein, kannst du jederzeit gern zu mir zurückkommen.«

»Ich weiß, Dad«, sagte Emily. »Wir trennen uns in Freundschaft. Ich liebe dich und werde dich immer lieben.«

Er lächelte. »Ich bin sehr stolz auf dich, mein Kind. Doch laß mich fortfahren. Emily Fonda ist nicht Lieschen Müller oder Agatha Brown. Verstehst du, was ich damit sagen will?«

»Du meinst, der Name Fonda verpflichtet.«

»Das auch, doch davon wollte ich jetzt eigentlich nicht sprechen. Es geht mir um etwas anderes. Wenn die Menschen den Namen Fonda hören, denken sie an Computer, an einen Weltkonzern, an Einfluß, Macht und… Geld. Wir brauchen uns nicht zu schämen, daß wir reich sind, mein Kind. Ich habe hart dafür gearbeitet und tue es immer noch. Aber es gibt Leute, die uns beneiden oder sogar hassen …«

»Wegen des Geldes?«

»Ja, Emily. Sie sehen nicht ein, warum wir so viel und sie so wenig davon haben. Sie finden das in höchstem Maße ungerecht. Daß ich Unsummen für wohltätige Zwecke ausgebe, lassen sie nicht gelten. Sie möchten sich etwas von unserem Geld holen. Bei vielen bleibt es nur beim Wollen, weil sie zu feige sind, es wirklich zu tun. Aber es gibt auch andere, und vor denen müssen wir uns schützen.« Er trat auf seine Tochter zu und legte seine Hände auf ihre Hüften. »Nach dieser langen Vorrede möchte ich zum Kern kommen, Emily. Ich habe nichts dagegen, daß du unabhängig sein willst. Alle jungen Menschen wollen irgendwann mal von zu Hause fort, das ist ganz natürlich und in Ordnung. Meine Sorge gilt einem anderen Problem. Du wirst im Laufe der Zeit noch dahinterkommen, daß es viele schlechte Menschen auf der Welt gibt, mein Kind. Man kann sich gar nicht genug vor ihnen in acht nehmen. Glaube mir, ich spreche aus Erfahrung.«

Sie lachte. »Ja, ja, du bist auch schon so schrecklich alt. Du könntest selbst Methusalem um Zigaretten schicken.«

Er blieb ernst. »Erlaube mir, dich rund um die Uhr bewachen zu lassen, Emily.«

»Ist das denn wirklich nötig?«

»Ich würde bedeutend ruhiger schlafen… Es wären ausgesuchte Männer, die auf dich aufpassen würden. Du würdest sie kaum bemerken und bestimmt nicht als lästig empfinden … Solange es Menschen gibt, die nicht arbeiten, aber dennoch viel Geld haben wollen, sind wir gezwungen, solche Vorsichtsmaßnahmen zu treffen.«

»Na schön«, sagte Emily Fonda. »Wenn es dich beruhigt, habe ich gegen fast unsichtbare Leibwächter nichts einzuwenden, Dad.«

Er atmete erleichtert auf und meinte, daß er das Nötige gleich in die Wege leiten würde.

Nun wohnte Emily Fonda seit drei Monaten in diesem Penthouse-Atelier, und das Schutzengel-Problem hatte sich blendend eingespielt. Die Männer, die darauf achteten, daß ihr nichts zustieß, waren so gut wie unsichtbar. Emily empfand diese Schatten niemals als lästig, bewegte sich frei und ungezwungen.

Manchmal verglich sie sich mit einer Akrobatin, die in schwindelnder Höhe ihre Show abzog – und unter ihr war das Netz… Für alle Fälle …

Doch jemand hatte eine Möglichkeit gefunden, dieses Netz unwirksam zu machen…

***

Das rote Insekt kroch aus dem Buick. Downs und Brennan nickten einander grinsend zu. Spiegelglatt war die Fassade des Wolkenkratzers. Dennoch würde die Teufelsameise keine Schwierigkeiten haben, daran hochzuklettern.

Giftgrüne, böse starrende Augen hatte das Tier. Mit starken, furchteinflößenden Zangen war es ausgerüstet. Auf dünnen Beinen lief es über den Gehsteig.

»Na los, ›Charlie‹!« sagte Walter Downs leise lachend. Er hatte der Horrorameise den Namen ›Charlie‹ gegeben, spaßeshalber.

»Rauf mit dir! Emily Fonda erwartet dich sehnsüchtig!«

Vic Brennan rieb sich aufgeregt die Schenkel. »Verdammt, ich wäre zu gern dabei, wenn ›Charlie‹ im Penthouse-Atelier auftaucht. Die Gesichter der beiden Mädchen würde ich gern sehen.«

»Man kann im Leben nicht alles haben«, erwiderte Downs. »Man muß auch mal verzichten können.«

»Das hört sich komisch an aus deinem Mund, wo jeder weiß, daß du den Hals niemals vollkriegst.«

Die Killerameise stieß mit ihren langen, ständig auf und ab wippenden Fühlern gegen den glatten Marmor. Sofort standen die Fühler für einen Augenblick still. Dann richtete sich das rote Insekt auf und kletterte mühelos an der Fassade hoch.

»He’s on his way«, feixte Vic Brennan. »In Kürze wird ›Charlie‹ dort oben für Panik, Grauen und Horror sorgen.«

Walter Downs’ Augenbrauen zogen sich zusammen. »Manchmal stelle ich mir vor, ich könnte in Ungnade fallen, du weißt schon, bei wem… Mann, bei diesem Gedanken läuft es mir immer eiskalt den Rücken hinunter.«

»Warum solltest du denn in Ungnade fallen? Du bist doch ein guter Mann«, sagte Brennan.

»Ich könnte mal versagen. Vor einem Fehler ist niemand gefeit.«
»Nur wer nichts tut, macht niemals Fehler.«
»Stimmt«, sagte Downs. »Aber mach *ihm* das mal klar…«
Brennan gefiel dieser ernste Ton der Unterhaltung nicht. Er spürte plötzlich einen unangenehmen Kloß in seinem Hals, den er hinunterzuschlucken versuchte.
»Sieh mal, wie hoch ›Charlie‹ schon ist«, sagte er.
Die Teufelsameise hatte bereits ein Viertel ihres Weges zurückgelegt. Passanten kamen des Weges. Sie bemerkten das Horrorinsekt nicht. Brennan und Downs setzten teilnahmslose Gesichter auf.
Das Tier kroch weiter. Immer schneller schien es zu werden. Einmal blieb die Ameise kurz stehen. Neben ihr flammte in einem Raum Licht auf. Das Insekt bewegte drohend die mörderischen Zangen, und ein grausames Funkeln war in den grünen Augen zu erkennen.
Für Sekundenbruchteile verharrte das Tier, dann lief es weiter, erreichte bald die oberen Regionen des Wolkenkratzers und war mit bloßem Auge nicht mehr von unten zu sehen.
»An die Arbeit«, sagte Walter Downs und stieß den Wagenschlag auf.
Vic Brennan prüfte den Sitz seiner Pistole, die in der Schulterhalfter steckte. »Ich hätte die Sache schon gern hinter mir«, brummte er und verließ das Fahrzeug.
»Von Arbeit hast du ja noch nie viel gehalten.«
»Du etwa?«
»Hin und wieder kommt man nicht umhin, etwas zu tun. Ob man’s gern macht oder nicht, ist uninteressant.«
Sie klappten die Türen zu. Und »Charlie« hatte noch etwa zehn Meter vor sich…

***

Der Rest der Nacht war für Vicky Bonney und mich herrlich gewesen. Schnurrend wie ein Kätzchen schmiegte sie sich an mich, als die ersten Sonnenstrahlen auf unseren Nasen tanzten.
»Guten Morgen, Tony-Liebling«, sagte sie und küßte mich zärtlich. »Hast du gut geschlafen?«
»Gut schon, aber nicht lange genug«, erwiderte ich schmunzelnd.
Wir waren spät nach Hause gekommen. Ein harter Job lag hinter uns. Mit Werwölfen mußten wir uns herumschlagen. [1] Nachdem wir die geschafft hatten, feierten Vicky und ich den Sieg auf unsere ganz spezielle Weise. Noch jetzt durchrieselten mich angenehme Schauer, wenn ich daran dachte.
Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Es gibt auch noch andere Dinge, die das Leben lebenswert machen.
»Du beherrscht es großartig, mich glücklich zu machen, Tony«, flüsterte Vicky gegen meinen Hals.

»O ja, in dieser Disziplin war ich immer schon gut«, erwiderte ich grinsend. »Auf dem Speicher liegt ein Koffer voll Dankschreiben. Ich kann die besten Referenzen vorweisen.«

»Daß ihr Männer immer damit prahlen müßt.«

»Klappern gehört zum Handwerk.«

Da klopfte es an die Tür. »Frühstück ist fertig!« rief Mr. Silver.

»Er hat das Talent, immer den falschen Zeitpunkt zu erwischen!«

maulte ich. »Eines Tages werfe ich ihn noch mal raus.«

Vicky wußte, daß ich das nie tun würde, und ich wußte es auch.

Ich war froh, daß es den Ex-Dämon gab. Ohne seine tatkräftige Unterstützung hätte ich der schwarzen Macht nicht schon so viele Niederlagen bereiten können.

Der Hüne mit den Silberhaaren war für mich so etwas wie eine Wunderwaffe, der die Hölle nur wenig entgegenzusetzen hatte.

Wir standen auf.

Eine halbe Stunde später saßen wir alle um den Frühstückstisch: Vicky Bonney, Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, Vladek Rodensky, der Brillenfabrikant aus Wien, Mr. Silver und ich…

Vladek war nach London gekommen, um eine von Tucker Peckinpah vorgeschlagene Firmenfusionierung anzubahnen.

Prompt war er in den Werwolffall verstrickt worden. Es gab für ihn jedoch zum Glück keine gefährlichen Momente. Die Hauptarbeit erledigte ich.

Heute würde sich Vladek Rodensky nur seinen Geschäften widmen.

Roxane und Mr. Silver würden vielleicht wieder mit der Suche nach Silver II beginnen… Ja, der Ex Dämon hatte einen Sohn. Aber er wußte nicht, wo dieser lebte.

Es gibt viele Welten und Dimensionen. Überall konnte sich der junge Silberdämon niedergelassen haben. Roxane hatte durch Zufall von seiner Existenz erfahren, damals, als sie das Grab eines mächtigen Dämons namens Loxagon suchte..

Seither war Mr. Silver ganz aus dem Häuschen. Kein Wunder – er hatte bislang keine Ahnung davon, daß er einen Sohn hatte. Er war nur kurz mit der Hexe Cuca zusammengewesen.

Auf die Seite des Guten hatte er sie ziehen wollen, und die wankelmütige Cuca hatte zunächst eingewilligt, aber dann war sie rückfällig geworden. Aus Angst vor Asmodis, und weil dieser sie mit Versprechungen köderte.

So trennten sich Cuca und Mr. Silver, ohne daß der Ex-Dämon von dem Kind wußte, das die Hexe unter ihrem schwarzen Herzen trug. Ohne Mr. Silvers Wissen gebar sie dieses Kind und erzog es nach den Gesetzen. der Hölle. Deshalb sah ich dem Tag, an dem Mr. Silver seinen Sohn fand, mit gemischten Gefühlen entgegen, denn Vater und Sohn würden einander als Feinde gegenüberstehen…

Nun, Roxane und Mr. Silver würden heute die Suche wiederaufnehmen, und was Vicky Bonney und ich unternehmen würden, wußte ich noch nicht. Vielleicht faulenzen, die Beine einfach auf den Tisch legen, nichts tun.

Das dachte ich.

Aber es sollte wieder einmal anders kommen…

Emily Fonda und ihre Freundin Stella Frey hatten ein gemeinsames Hobby – die Malerei. Emily kannte Stella von der Akademie.

Sie hatten über viele Dinge die gleichen Ansichten. Waren einer Meinung, was die Kunst betraf, liebten dieselbe Musik, die gleiche Mode, den gleichen Typ Mann, ohne einander auf diesem Gebiet ins Gehege zu kommen.

Wenn Stella einen Verehrer hatte, war er für Emily tabu – und so war es auch umgekehrt.

Sie verstanden sich großartig, die beiden Mädchen. Deshalb war es fast selbstverständlich, daß sie zusammen wohnten. Es gab zwischen ihnen kaum mal Meinungsverschiedenheiten – und wenn doch, waren sie immer schnell ausgeräumt –, sie sprachen viel über ihre Arbeit und entwickelten sich gemeinsam weiter.

Eine Künstlerin profitierte von der anderen.

Und davon profitierten wiederum die Menschen, die ihre Bilder kauften.

Daß Emily besser verkaufte, lag in der Natur der Sache; schließlich hatte sie einen Namen, der allerorts bekannt war. Es gab Leute, die nicht darauf schauten, wie das Bild gemalt war.

Ihnen genügte der Name Fonda rechts unten, um das Werk zu kaufen und bei sich zu Hause aufzuhängen. Stella neidete ihrer Freundin den Erfolg nicht, und Emily unternahm von sich aus alle Anstrengungen, um auch ihre Freundin gut ins Geschäft zu bringen.

Harmonie auf der ganzen Linie… Die herrschte in jenem Penthouse-Atelier. Die Mädchen waren glücklich und freuten sich des Lebens.

Daß dieser Sonnenschein mit einem Paukenschlag zu Ende gehen sollte – schon heute abend – hätten sich Emily Fonda und Stella Frey nicht träumen lassen.

Stella – rothaarig und sommersprossig – legte eine LP von Paul McCartney auf und tanzte allein dazu.

»Du machst einen rundum zufriedenen Eindruck«, sagte Emily lächelnd.

»Ich bin nicht nur zufrieden, Schätzchen, ich bin glücklich.«

»Wegen der drei Bilder, die du heute verkauft hast?«

»Sie liegen mir ganz besonders am Herzen. Deshalb freut es mich irrsinnig, daß Milt Menninger sie gekauft hat. Erstens versteht dieser Mann etwas von Kunst, und zweitens richten sich viele andere Leute nach seinem Geschmack. Wenn Milt Menninger ein Bild kauft, ist das

für einen Künstler Anerkennung und Bestätigung.«
»Eine echte Aufwertung deines Prestiges ist das«, sagte Emily und umarmte die Freundin. »O Stella, ich freue mich mit dir. Weißt du, was wir jetzt tun? Im Kühlschrank liegt eine Flasche Pommery. Die machen wir auf und begießen deinen schönen Erfolg.«
»Okay«, meinte Stella Frey, und ihre Freundin eilte in die Küche.
Kaum war sie allein, da beschlich sie ein unangenehmes Gefühl.
Furcht kroch in ihre Glieder. Sie fühlte sich in ihrer eigenen Haut nicht mehr wohl.
Fröstelnd massierte sie ihre nackten Arme. Es war nicht kalt im Penthouse-Atelier. Die Kälte, die bei Stella sogar eine Gänsehaut hervorrief, kam von innen.
Was habe ich bloß? fragte sich das Mädchen. Werde ich krank?
Nur das nicht! Morgen findet eine Vernissage statt, an der ich unbedingt teilnehmen muß.
Beunruhigt horchte sie in sich hinein, um zu ergründen, was wirklich mit ihr los war. Himmel, wovor fürchtete sie sich denn?
Dieses Penthouse war eine Festung, dafür hatte Emilys Vater gesorgt.
An der Fassade konnte niemand hochklettern, und vor der Wohnungstür standen zwei bewaffnete Männer: Albert Kevin und Frank Terry. Die Besten in ihrem Beruf. Männer mit einem fast unheimlichen Reaktionsvermögen. Zuverlässig, unbestechlich, ehrlich.
Sie würden jederzeit ihr Leben für Emily Fonda geben.
Du bist hier so sicher wie in Abrahams Schoß, sagte sich Stella Frey. Also verflixt noch mal, wovor hast du Angst?
Es gab zu allem Überfluß an der Tür auch noch ein Gerät, in das man einen bestimmten Zahlencode eintippen mußte, sonst bekam man die Tür nicht auf. Ein Produkt von Fonda-Instruments, ganz klar. Wer es nicht zu handhaben wußte, löste Alarm aus. Dasselbe passierte, wenn jemand die Tür gewaltsam zu öffnen versuchte.
Es ist dumm, sich hier oben, auf der Spitze dieses Wolkenkratzers, zu fürchten, dachte Stella, und doch wurde sie ihre Angst nicht los.
Die Musik interessierte sie auf einmal nicht mehr. Sie hörte sie kaum noch. Seltsam eng kam es ihr mit einemmal im großen Livingroom vor. Die Luft schien dicker geworden zu sein, ließ sich schlecht einatmen.
Draußen auf der riesigen Terrasse, auf der die Mädchen manchmal ein Sonnenbad nahmen – nackt, wie Gott sie schuf, denn niemand konnte sie sehen –, lastete eine tief schwarze Dunkelheit, aus der sich Stella angestarrt und angelockt fühlte.
Nervös leckte sie sich die roten Lippen.
Wo nur Emily so lange blieb. Es konnte doch nicht so lange dauern, die Flasche Pommery aus dem Eiskasten zu nehmen.
»Emily!« wollte Stella rufen, doch nur ihr Geist formulierte den

Namen. Ihr Mund blieb stumm.

Sie blickte durch die große, breite Glasfront in die Finsternis.

Hohe schlanke Pflanzen in schweren Töpfen wiegen sich leicht im Abendwind. Stella konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sich jemand dort draußen befand.

Unmöglich! versuchte sie sich einzureden. Das gibt es nicht. Vom Himmel fallen kann niemand, und die Marmorfassade ist zu glatt, daß keiner sich daran festhalten kann. Du bildest dir etwas ein, machst dich mit diesem Unsinn verrückt.

Langsam, ohne daß es ihr bewußt war, setzte sie sich in Bewegung. Sie näherte sich der Schiebetür. Erst als sie davorstand, fiel ihr auf, daß sie das große Wohnzimmer durchquert hatte.

Und ihre Hand lag schon auf dem Türgriff.

Mein Gott, durchfuhr es sie. Bin ich nicht mehr normal? Hat sich mein Geist verwirrt? Man findet das gerade bei Künstlern, daß sie manchmal überschnappen. Vielleicht, weil sie empfindsamer sind als andere Menschen, weil sie sich in eine Traumwelt einspinnen.

Manche finden aus dieser nicht mehr heraus, bleiben in ihr gefangen. Bin auch ich eine Gefangene meines Geistes?

Obwohl sie es nicht wollte, öffnete sie die Schiebetür. Lautlos rollte diese auf gut gefetteten Kugellagern zur Seite, und die kühle Abendluft legte sich wie Balsam auf Stellas Lunge.

Sie trat hinaus auf die schöne, verflieste Terrasse, hörte rechts den kleinen Springbrunnen leise plätschern und sah daneben…

eine große, feuerrote Ameise, die sie mit giftgrünen Augen mordlüstern anstarrte…

***

Albert Kevin war zunächst Polizist gewesen. Ein hervorragender Mann, der sich innerhalb weniger Jahre zahlreiche Auszeichnungen verdiente. Vielleicht hätte er diesen Beruf nicht an den Nagel gehängt, wenn er nicht ständig Schwierigkeiten mit dem Leiter des Reviers gehabt hätte. Der Mann neidete ihm seine Erfolge, statt sich darüber zu freuen, denn alles, was Kevin leistete, warf schließlich auch ein gutes Licht auf die gesamte Polizeistation.

Wie auch immer, eines Tages hatte Albert Kevin den Kanal voll und quittierte seinen Dienst. Zum Abschied sagte er seinem Vorgesetzten unter vier Augen noch ein paar Grobheiten, die diesen zuerst vor Wut erblassen und dann so sehr erröten ließen, daß Kevin befürchtete, den Mann könnte der Schlag treffen.

Bevor der Revierleiter losbrüllte, warf Albert Kevin die Tür hinter sich so kräftig zu, daß eine Fotografie – sie zeigte die gesamte Revierbesatzung – von der Wand fiel.

Hinterher fühlte sich Kevin unbeschreiblich wohl. Er brauchte sich

keine Sorgen zu machen, daß er keinen anderen Job finden würde. Einen Mann wie ihn nahm man überall mit offenen Armen auf.

FBI und CIA wollten ihn haben. Er entschied sich für den Geheimdienst, und dort lernte er Frank Terry kennen. Sie wurden zu einem schlagkräftigen Team, das überall auf der Welt seine Aufträge erledigte. Tauchte irgendwo ein neuer Krisenherd auf, waren Kevin & Terry schon bald zur Stelle. Sie faßten die heißesten Eisen an und lösten eine Menge Probleme für den amerikanischen Geheimdienst.

Doch wie dankte ihnen das die Agency?

Als sie in Lateinamerika in arge Schwierigkeiten schlitterten, ließ man sie fallen wie eine heiße Kartoffel. Niemand half ihnen. Niemand kümmerte sich mehr um sie. Man begrub sie gewissermaßen lebendig. Das vergaßen sie nicht. Ihnen gelang eine waghalsige Flucht. Niemand hätte das für möglich gehalten. Und als sie zu Hause ankamen, wollte der Geheimdienst sie wieder in seine Dienste nehmen, aber sie sagten: »Dankeschön, mit uns könnt ihr nicht mehr rechnen. Wir sind keine Holzköpfe. Uns verschaukelt man nur einmal!«

Man redete sich auf diplomatische Verwicklungen heraus, die es gegeben hätte, wenn man sich für sie eingesetzt hätte, und appellierte an ihr Verständnis.

Aber vergebens. Sie waren einmal im Stich gelassen worden, das reichte ihnen. Sie wußten jetzt, daß die CIA es immer wieder tun würde, wenn sie es für notwendig erachtete.

»Wir sind zwar Draufgänger«, sagten Kevin & Terry, »aber keine Selbstmörder.«

Das war’s dann. Lebewohl, CIA! Such dir zwei Idioten, die weniger nachtragend sind als wir beide. Mit uns geht nichts mehr…

Sie gründeten einen privaten Schutzdienst für hochgestellte Persönlichkeiten – Politiker, Filmstars, Millionäre…. stellten einen kampfstarken Mitarbeiterstab auf die Beine, waren Chefs und Angestellte zugleich und hatten endlich eine Aufgabe gefunden, die sie befriedigte und die ihnen auf den Leib geschneidert war.

Frank Terry blickte auf seine Uhr. In einer Stunde würden sie abgelöst werden. »Was machen wir mit dem angebrochenen Abend?« fragte er seinen Freund und Kollegen.

»Wir könnten Irma und Neely anrufen.«

Terry grinste. »Keine schlechte Idee, Junge. Ja, mir war mal wieder nach Neely.«

»Und mir nach Irma«, sagte Albert Kevin schmunzelnd.

»Schick essen, ‘n Drink in einer netten Bar, ein bißchen Tanzen und dann ab in die Koje.«

»Die Koje ist besonders wichtig.«

»Du sagst es, Freund, du sagst es.« Terry lachte. »Als ich das letztemal mit Neely zusammen war, war sie so blau, daß sie mir einen

Heiratsantrag machte.«
»Sie dir?«
Frank Terry nickte. »Ein Glück, daß sie sich tags darauf nicht mehr erinnern konnte. Neely ist zwar ein Prachtmädchen, aber verheiratet möchte ich mit ihr nicht sein.«
»Sie mit dir bestimmt auch nicht, wenn sie nüchtern ist«, sagte Albert Kevin belustigt.
Terrys Miene verfinsterte sich. »Was soll das heißen? Bin ich ein so unausstehlicher Zeitgenosse.«
»Es gibt Menschen, die eignen sich nicht für die Ehe. Zu dieser Sorte gehören du und ich – und Neely und Irma… Wir brauchen unsere Freiheit. Wir vertragen kein Korsett. Aber was erzähle ich dir da, du weißt es ja selbst am besten …«
Albert Kevin unterbrach sich plötzlich und riß bestürzt die Augen auf, denn durch die geschlossene Tür des Penthouse-Ateliers drang der gellende Schrei eines Mädchens.
Stella Frey?
Emily Fonda?
Egal, sie mußten rein!

***

Die rote Satansameise bewegte ihre kräftigen, gebogenen, spitz zulaufenden Zangen. Ein knirschendes Geräusch ging dem Mädchen durch Mark und Bein.
Das Hölleninsekt starrte Stella durchdringend an.
Das Mädchen zitterte. Ein Schweißfilm legte sich auf ihr vor Entsetzen starres Gesicht. Sie vernahm ein lautes Knacken und schloß unwillkürlich die Augen. Gleichzeitig zuckte sie heftig zusammen.
Und als sie die Augen wieder öffnete…. war das Insekt doppelt so groß!
»Nein!« stöhnte Stella Frey verstört. »Himmel, nein…«
Gebannt sah sie das rote Tier an. Soeben knackte es wieder, und das Rieseninsekt verdoppelte seine Größe ein weiteres Mal.
»Unmöglich«, stammelte Stella. »Das… das muß ein Alptraum sein …«
Jetzt war die Ameise so groß wie ein liegender Mensch. Größer noch, wenn man nicht nur den Körper berechnete, sondern die sechs Beine mit einbezog…
Die hypnotische Kraft, die von den grünen Augen des Höllenwesens ausging, bannte Stella Frey.
Sie wollte herumwirbeln und die Flucht ergreifen, doch es war ihr nicht möglich. Der Blick der teuflischen Ameise sagte ihr: »Du bist zum Tod verurteilt! Du mußt sterben!«
Das Satansinsekt griff sie an, und Stella konnte nichts weiter tun – als

zu schreien.
Ihr Schrei wurde nicht nur von Albert Kevin und Frank Terry, sondern – deutlicher noch – von Emily Fonda vernommen.
Emily hatte die Flasche aus dem Kühlschrank genommen und zwei Gläser auf ein Tablett gestellt. Das allein nahm nicht viel Zeit in Anspruch, doch es dauerte eine Weile, bis sie das Salzgebäck gefunden und in eine kleine Schüssel gefüllt hatte.
In dem Moment, wo Emily Fonda das Tablett aufnahm und sich damit in den Livingroom begeben wollte, schrie ihre Freundin auf.
»Stella!« entfuhr es Emily.
Der Schock entzog ihren Fingern die Kraft, das Tablett fiel zu Boden, und die Flasche zerplatzte mit einem explosionsartigen Knall. Unwichtig… Im Augenblick zählte nur noch Stella Frey!
Emily Fonda hatte keine Erklärung für das namenlose Entsetzen der Freundin. Was konnte Stella in dieser nahezu hermetisch abgeriegelten Sicherheitszone so sehr entsetzt haben?
Sie rannte zur Küchentür, stieß sie auf. Stella schrie immer noch.
Panik und Todesangst schwangen in diesem nicht enden wollenden Schrei mit.
Stella befand sich nicht im Wohnzimmer. Draußen auf der Terrasse lag sie blutend auf dem Boden und ein gräßliches Ungeheuer war über ihr.
Stella Frey kämpfte mit einem Monster verzweifelt um ihr Leben!
Dieser Schock raubte Emily Fonda beinahe die Besinnung.

***

Walter Downs und Vic Brennan betraten den Wolkenkratzer durch einen Nebeneingang. Natürlich war die Tür verschlossen, doch solche Kleinigkeiten hatten Downs noch nie gestört.
Er stocherte kurz mit einem Drahtbürstenschlüssel im Schloß herum, dann klackte das Schloß zweimal, und die Männer konnten eintreten.
Downs zog seine Pistole. Während des Gehens schraubte er einen klobigen Schalldämpfer auf die Waffe. So verfuhr auch Vic Brennan. Gewohnheit. Eigentlich hätten sie diesmal auf die Schalldämpfer verzichten können, denn wenn Charlie dort oben loslegte, würde es eine Menge Radau geben. Da kam es dann auf ein paar Schüsse auch nicht mehr an.
Downs und Brennan erreichten einen Lastenaufzug.
Vic Brennan zog die Tür auf und trat als erster in die geräumige Kabine, mit der für gewöhnlich Möbel transportiert wurden.
Downs drückte auf den obersten Knopf. Er wußte, daß der Fahrstuhl sie nur bis unter das Penthouse bringen würde. Den Rest mußten sie dann entweder zu Fuß zurücklegen, oder sie stiegen in den Personenaufzug um.

Während der Fahrstuhl mit einem Ruck losfuhr, warf Vic Brennan einen kurzen Blick auf seine Uhr. »Gleich hat ›Charlie‹ seinen großen Auftritt«, sagte er grinsend.

»Er wird gründliche Vorarbeit leisten«, erwiderte Walter Downs.

»Und dann sind wir an der Reihe.«

»Du sagst es.«

Die Männer verfolgten das Licht der Etagenanzeige. Die Pistolen, die sie in der Hand hielten, würden sie voraussichtlich nicht brauchen. Die Waffen dienten eigentlich nur dazu, Emily Fonda einzuschüchtern, denn Emily wollten sie sich holen. Wie viele Menschen bei diesem Coup ihr Leben verloren, interessierte sie nicht.

Wo gehobelt wird, da fallen nun mal Späne!

***

Albert Kevin griff sofort zur Waffe. Frank Terry tippte indessen den Zahlencode mit flinken Fingern in das Sicherheitsgerät. Als die Tür aufschwang, riß auch Terry seine Kanone heraus.

Immer noch schrie Stella Frey, aber ihre Stimme verlor an Kraft.

Kevin und Terry sahen nicht, was mit Stella geschah. Sie sahen nur Emily Fonda, die – jetzt auch schreiend – auf die Terrasse stürmte.

»Miß Fonda!« brüllte Albert Kewin.

»Emily!« schrie Frank Terry. »Bleiben Sie stehen!«

Kevin flankte über die silbergraue Wohnlandschaft im Livingroom, und jetzt sah er die Riesenameise. Das Höllentier hatte Stella Frey schon furchtbar zugerichtet.

Noch wehrte sich die Schwerverletzte, doch eine Überlebenschance hatte sie nicht mehr. Die scharfen, spitzen Zangen zuckten nach unten, ein letzter, schriller, nervenzerfetzender Schrei, ein Gurgeln und Röcheln, dann war es vorbei…

In ihrer Aufregung handelte Emily Fonda völlig verkehrt. Statt der Horrorameise fernzubleiben, griff sie sie an. Sie konnte unmöglich wissen, was sie tat.

Mit Mut hatte das nichts zu tun. Das war glatter Irrsinn.

Für Emily lebte Stella noch. Sie glaubte, der Freundin noch helfen zu können. »Weg! Weg! Weg!« schrie sie und trat nach dem häßlichen Schädel des roten Biestes. »Laß sie! Du darfst ihr nichts tun! Das lasse ich nicht zu!«

»Zurück, Emily!« schrie Albert Kevin. Er wollte auf die Teufelsameise schießen, doch zwischen seiner Waffe und dem Horrorwesen befand sich Emily Fonda.

»Großer Gott!« stöhnte Frank Terry, als auch er die Riesenameise erblickte. Ohne Verzögerung handelte er. Mit langen Sätzen rannte er auf Emily zu. Das hysterische Mädchen trat noch einmal nach dem Schädel des Satansinsekts und erhielt dafür postwendend einen harten

Schlag.
Getroffen von einem der roten Beine fiel Emily zurück. Frank Terry fing sie auf. Emily wollte sich von ihm losreißen. »Lassen Sie mich!« kreischte sie. »Ich muß Stella helfen!«
»Niemand kann Stella mehr helfen, Emily. Sie ist tot.«
»Das ist nicht wahr! Sie lügen!«
Terry zerrte das Mädchen, das jetzt zu weinen begann, zur Seite und zurück, damit Albert Kevin schießen konnte. Dieser drückte sofort ab. Eine Feuerlohe leckte aus der Mündung und traf den roten Monsterschädel. Es war, als hätte Kevin auf härtesten Granit gefeuert.
Das Geschoß drang in den Kopf nicht ein, zerstörte ihn nicht, verletzte ihn nicht einmal. Die Kugel jaulte verformt als Querschläger davon.
»Auf die Augen!« schrie Frank Terry, der Emily Fonda in Sicherheit zu bringen versuchte. Aber das war nicht einfach, denn das verrückte Mädchen wehrte sich. »Schieß auf die Augen!«
Kevin zog den Stecher sofort wieder durch. Die Kugel saß präzise. Grüne Funken spritzten, und die Riesenameise wurde einen halben Meter zur Seite gestoßen, mehr passierte aber nicht.
»Stella!« weinte Emily. »Stella!«
Es war schrecklich.
Die Horrorameise ließ von dem toten Mädchen ab und griff das nächste Opfer an: Albert Kevin. Mit einer Schnelligkeit, die für dieses Riesentier verblüffend war, attackierte es den Leibwächter.
Kevin feuerte ununterbrochen – auf Zangen, Fühler, Beine…
Doch das rote Killerbiest war unverwundbar.
»Bring Emily raus!« rief Kevin dem Freund und Kollegen zu. »Ich versuche das Monster aufzuhalten!« Obwohl auf der Terrasse die furchtbar zugerichtete Leiche Stella Freys lag, warf sich Albert Kevin dem Teufelsinsekt todesmutig entgegen.
Er hatte die Garantie gegeben, daß Emily nichts passieren würde, solange sie sich unter seinem Schutz befand. Dafür setzte er sich mit seinem Leben ein.
Sie prallten gegeneinander – der Mensch und das Monster. Einen Sieg hielt Kevin für ausgeschlossen. Er würde sich opfern, konnte die Riesenameise – mochte der Teufel wissen, woher sie kam – nur eine Zeitlang aufhalten. Hoffentlich lange genug, damit Terry mit Emily fliehen konnte. Wenn ihm das gelang, war das auch ein Sieg für ihn…
Der Zusammenstoß drohte Kevin niederzuwerfen. Er ruderte mit den Armen durch die Luft, um das Gleichgewicht wiederzuerlangen. Da biß das rote Ungeheuer zu, und Albert Kevin stieß einen beinahe unmenschlichen Schrei aus.
Doch er gab nicht auf. Etwas in ihm schrie ihm zu, er solle fliehen, an sich selbst denken, sich nicht opfern, sondern die eigene Haut

retten, doch das kam für ihn nicht in Frage.

Er warf sich auf die Teufelsameise, drosch mit seinen Fäusten auf sie ein, schien auf ein Wesen zu schlagen, das aus Stein bestand. Ein Stein, ein lebender roter Stein war das, der die Form einer Ameise hatte…

Ein Schlag fegte ihn von den Beinen. Im Fallen hielt er sich an den zitternden Fühlern fest. Sie bewegten sich nur, wenn das Tier es wollte. Albert Kevin konnte ihre Stellung um keinen Millimeter verändern.

Durchhalten, durchhalten! hämmerte es in Kevins Schädel. Lauf, Frank, lauf mit dem Mädchen!

Er zog die Beine an und stemmte sie unter die Ameise.

Verzweifelt versuchte er sie hochzudrücken, doch ihr Körper schien zentnerschwer zu sein. Die schrecklichen Zangen wühlten sich immer tiefer in Albert Kevins Leben.

Mein Gott! Wer soll das aushalten!

Kevin schrie, und plötzlich spürte er keinen Schmerz mehr.

Nichts tat ihm mehr weh. Er wußte, daß er das Stadium zwischen Leben und Tod erreicht hatte.

Gleich würde er die Schwelle am Ende des Lebens überschreiten…

Er sah den widerlichen Schädel des Satansinsekts, spürte die Kraft, die ihn besiegt hatte und immer noch auf ihn einwirkte. Alles wurde leicht und unwichtig.

Der Auftrag – unwichtig. Emily Fonda – unwichtig. Frank Terry – unwichtig. Ich selbst – unwichtig…

Ein riesiger schwarzer Mantel schwebte von weither auf ihn zu, ließ seine Lider flattern. Dann senkte sich das Schwarz auf ihn nieder.

Das Ende…! dachte Albert Kevin. Nie hatte er sich den Tod vorstellen können, doch nun wußte er, wie er aussah. Gestaltlos war er.

Schwarz. Nur schwarz. Ein riesiges schwarzes Etwas, das alles Lebende in sich aufsog und nicht mehr hergab…

***

Emily schrie und weinte ohne Unterlaß. Sie war so konfus, daß sie in Frank Terry, der ihr Bestes wollte, einen erbitterten Feind sah, gegen den sie sich wehren mußte. Sie bäumte sich in seinem harten Griff verzweifelt auf und brüllte ihren Schmerz heraus.

Sie stemmte die Füße gegen den Boden, klammerte sich an eine Kommode, verstand nicht, daß dieser Mann sie unter Einsatz seines Lebens retten wollte.

»Herrgott noch mal, so nehmen Sie doch Vernunft an!« schrie Terry sie an.

»Stella! Ich muß zu Stella!«

Terry schob sie keuchend weiter. Die Horrorameise kroch über Albert

Kevin und folgte nun Terry und dem Mädchen. Der Mann hätte sich in Sicherheit bringen können, wenn er das Mädchen seinem Schicksal überlassen und die Flucht ergriffen hätte, doch auch für ihn kam das nicht in Frage.

Obgleich er gesehen hatte, daß man mit Kugeln diesem roten Ungeheuer nichts anhaben konnte, feuerte auch er. Emily zuckte bei jedem Knall zusammen und kreischte.

Es war, als würde Frank Terry – genau wie sein Freund, der sich geopfert hatte – mit Platzpatronen auf das Satansinsekt schießen.

Terry schleppte das Mädchen an der Wohnlandschaft vorbei.

»Stella… Gott im Himmel, Stella …!«

Die Teufelsameise war unvorstellbar schnell. Albert Kevin hatte sein Leben umsonst gegeben. Er konnte damit nichts verhindern.

Die Ameise führte aus, wozu sie gekommen war.

Ein Schlag zwang Frank Terry, in die Knie zu gehen. Er stöhnte auf, sein Gesicht verzerrte sich. Und er mußte Emily Fonda loslassen.

Sobald sie frei war, hetzte sie auf die Terrasse, warf sich neben Stella Frey auf die Knie, schob die Arme unter die Tote und rief immer wieder ihren Namen.

»Stella! Stella, komm! Ich helfe dir! Steh auf! Wir müssen weg! Hab keine Angst! Ich geh nicht ohne dich!«

Stellas Kopf pendelte hin und her. Emily hielt ihn fest und mühte sich ab, mit der Freundin aufzustehen.

Gott, wie schwer Stella war. Dieses schlanke, fast magere Mädchen… Wie konnte es denn so zentnerschwer sein? Endlich gelang es Emily, sich mit der toten Freundin zu erheben. Stellas Beine drohten gleich wieder wegzurutschen, doch Emily hielt sie fest.

Es war ein erschütterndes Bild, wie sie das tote Mädchen von der Terrasse ins Wohnzimmer schleppte.

Und Frank Terry konnte nichts gegen diesen Wahnsinn tun. Anstatt zu fliehen, plagte sich Emily Fonda mit einer Toten ab, wollte nicht wahrhaben, daß Stella nicht mehr lebte.

Terry wälzte sich auf den Rücken. Das Satansinsekt stürzte sich förmlich auf ihn. Zwischen den weit auseinandergebogenen Zangen – diese dunkle Öffnung –, war das ein Maul?

Frank Terry überlegte nicht lange. Eine Kugel befand sich noch in seiner Waffe. Äußerlich war das Horrorwesen nicht zu verletzen.

Wie sah es mit innen aus?

Blitzschnell stieß Terry den Waffenlauf in die runde Öffnung, und ehe die Zangen zuschnappten, feuerte er die letzte Patrone ab, Beißender Pulverdampf schlug ihm ins Gesicht. Das Mündungsfeuer kam aus dem Maul zurück und versengte Terrys Hand. Er vernahm ein Knirschen, das ihm durch Mark und Bein ging, und sah, wie das Satansinsekt seine Waffe entzweibiß.

Da wußte er, daß auch er verloren war.
Die Riesenameise bereitete ihm ein schnelles Ende…

***

Das Timing stimmte wirklich hervorragend. Kaum war Frank Terry tot, erschienen Walter Downs und Vic Brennan im Penthouse. Sie brauchten sich nicht um die elektronische Sicherung zu kümmern.

Kevin und Terry hatten sie für sie ausgeschaltet.

Downs grinste. »Großartig, ›Charlie‹. He, Vic, ist ›Charlie‹ nicht großartig?«

»Er ist der Beste«, sagte Brennan und lachte.

»Los, zurück, ›Charlie‹! Zurück zum Wagen!«

Die Riesenameise gehorchte. Sie kehrte um und eilte Richtung Terrasse davon. Während sie lief, halbierte sie zweimal ihre Größe, überkletterte die Steinbrüstung und kroch an der glatten schwarzen Marmorfassade hinunter.

Downs und Brennan erkannten sofort, daß der Schock Emilys Geist verwirrt hatte. Sie steckten die Pistolen weg. Dieses Mädchen konnte man nicht einschüchtern. Emily Fonda begriff nicht mehr, was um sie herum geschah.

»Bei der hat's ganz schön ausgehakt«, sagte Vic Brennan.

»Besser können wir es uns nicht wünschen«, erwiderte Downs.

»Tempo, Vic. Die Nachbarn haben die Schreie und Schüsse garantiert gehört. Bis die Bullen eintreffen, müssen wir über alle Berge sein.«

Sie eilten zu Emily Fonda, die sich mit der toten Freundin immer noch abmühte.

»Sinnlos, was sie sich mit der antut«, sagte Brennan.

»Laß sie, sie weiß es nicht«, bemerkte Downs und trat zu Emily.

»Kommen Sie, wir helfen Ihnen, Emily.«

»Stella…«

»Es wird alles für Ihre Freundin getan, Emily. Lassen Sie sie los. Mein Kollege kümmert sich um sie. Er ist Arzt. Ihre Freundin ist verletzt.«

»Ja…«

»Es wird ihr bald wieder gut gehen, Emily.«

»Ich darf sie nicht verlassen. Ich muß bei ihr bleiben.«

»Sie werden bei ihr sein. Das verspreche ich Ihnen. Geben Sie mir die Hand, Emily. Ja, so ist es brav. Und nun lassen Sie Stella los. Mein Kollege wird Ihre Freundin stützen. Er ist kräftiger als Sie.«

Vic Brennan übernahm die Tote. Walter Downs führte Emily Fonda aus dem Penthouse-Atelier, und Vic Brennan folgte den beiden – ohne Stella Frey. Sie fuhren mit dem Mädchen im Lastenaufzug hinunter und verließen unbemerkt den Wolkenkratzer.

»Charlie« hockte bereits im Leichtmetallkoffer. Vic Brennan brauchte nur noch den Deckel zu schließen.

Völlig apathisch stieg Emily Fonda in den grauen Buick. Ihre blicklosen Augen waren in weite Ferne gerichtet. Das Leben, das bewußt wahrgenommene Leben, schien für sie zu Ende zu sein.

»Okay«, sagte Vic Brennan zu seinem Komplizen. »Wir können abfahren.«

Und Walter Downs fuhr los. Drei Querstraßen weiter kamen ihnen zwei Funkwagen der City Police mit Rotlicht und Sirene entgegen. Die Polizeifahrzeuge rasten an ihnen vorbei.

Brennan wandte sich nach ihnen um und rief lachend: »Ihr kommt zu spät, Jungs, viel zu spät!«

***

Wyatt Fonda verabschiedete sich in der Chefetage von zwei Geschäftspartnern aus Kalifornien. »Wir bleiben in Verbindung«, sagte er. »Und ich wünsche Ihnen einen guten Heimflug.«

»Sie werden sich unser Angebot durch den Kopf gehen lassen, Wyatt?« fragte Herbert Lammery, klein und mickrig von Gestalt, aber ein helles Köpfchen.

»Ich muß gestehen, daß ich es äußerst verlockend finde«, gab Fonda zurück. »Ich denke, wir werden die Sache realisieren. Sobald ich auf den Cent genau weiß, was es mich kostet, hören Sie wieder von mir.«

Der zweite Mann – breitschultrig und blond – reichte Wyatt Fonda die Hand. »Die Scheidung hat Ihnen gutgetan, Wyatt«, sagte er.

Sein Name war Blake Huston. »Sie sehen großartig aus.«

»Danke, Blake«, sagte Fonda. »Schade, daß Sie schon wieder zurückfliegen müssen. Ich hätte Ihnen noch gern die Sehenswürdigkeiten der Stadt gezeigt.«

»Die kennen wir schon lange.«

»Oh«, sagte Fonda schmunzelnd. »Nicht alle. Ich wette, Sie kennen noch lange nicht alle.« Er sprach von jungen, hübschen, willigen Mädchen. Ein Augenzwinkern genügte, und die Männer aus Kalifornien verstanden.

»Wir nehmen uns ein andermal mehr Zeit«, versprach Lammery, der solche Gelegenheiten nur in den seltensten Fällen ausließ. Zu Hause verbuchte er das Ganze dann als Geschäftsessen. Das war ein dehnbarer Begriff, unter dem man sehr viel unterbringen konnte.

»Ich habe läuten hören, daß Ihre geschiedene Frau bereits eine Nachfolgerin hat, Wyatt«, sagte Huston. »Darf man fragen, wer die Glückliche ist?«

»Sie werden Deborah bei Ihrem nächsten Besuch kennenlernen, denn dann müssen Sie unbedingt als Gäste in mein Haus kommen.«

»Es wird uns ein Vergnügen sein«, sagte Lammery. »Grüßen Sie Deborah unbekannterweise von uns. Sagen Sie ihr, daß wir uns darauf freuen, ihre Bekanntschaft zu machen.«

»Ich werd's ausrichten«, erwiderte Fonda.
Huston meinte: »Jetzt ist es aber höchste Zeit.«
Nochmaliges Händeschütteln. Und dann gingen Huston und Lammery. Wyatt Fonda begab sich zur verspiegelten Bar und nahm sich einen Bourbon. Es klopfte. »Ja!« rief Fonda.
Seine Sekretärin trat ein. »Brauchen Sie mich noch, Mr. Fonda?«.
Er lächelte sie um Verzeihung bittend an. »Heute abend wurde es sehr spät, Melanie. Das tut mir leid.«
»Es macht nichts, Mr. Fonda.«
»Ich möchte, daß Sie sich dafür morgen vormittag frei nehmen. Oder wäre Ihnen der Nachmittag lieber?«
»Der Vormittag ist mir schon recht.«
»Und zu Mittag führe ich Sie zum Essen aus, einverstanden?«
»Da sind Sie doch schon mit Miß Deborah Hall verabredet.«
»Ach ja. Na, dann übermorgen. Und merken Sie sich eines: Seinem Chef darf man keinen Korb geben.«
Das Mädchen zog sich lächelnd zurück, meldete sich aber gleich über die Sprechanlage wieder. »Miß Hall ist hier.«
»Schicken Sie sie herein.«
Die Tür öffnete sich, und Deborah Hall erschien. Aschblond, elegant, groß und schlank. Eine wahre Augenweide. Wyatt Fonda konnte sich an ihr nicht satt sehen.
Sie war in jeder Beziehung anders als Sue, seine geschiedene Frau. Deborah war ein Engel. Warmherzig, verständnisvoll, friedfertig – und sie konnte ihm so viel Liebe geben, wie er sie noch nie im Leben von einer Frau bekommen hatte.
»Deborah, mein Liebling«, sagte er und ging ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen. Er drückte sie innig an sich.
»Du scheinst vergessen zu haben, daß wir uns für heute abend verabredet haben, Wyatt.« Es klang kein bißchen vorwurfsvoll.
»Huston und Lammery sind eben erst gegangen.«
»Du bist ein vielbeschäftigter Mann, deshalb verzeihe ich dir.«
»Noch einen Drink, bevor wir gehen?«
»Aber nur einen ganz kleinen.«
Er goß Bourbon für sie ein, nicht höher als seinen kleinen Finger.
Als er ihr zuprostete, schlug eines der Telefone auf seinem Schreibtisch an. »Entschuldige«, sagte er und nahm das Gespräch entgegen.
Plötzlich sah Deborah, wie er blaß wurde. Er stellte das Glas, das ihm beinahe aus der Hand gerutscht wäre, hart auf den großen Schreibtisch, krallte die Finger um die Kante.
»Wann?« preßte er heiser hervor. »Ja, Captain, ich komme sofort!«
Zitternd legte er den Hörer auf. Deborah hatte ihn noch nie in so einer furchtbaren Verfassung gesehen. Es mußte etwas Schreckliches

geschehen sein.
»Wyatt, was ist passiert?« fragte sie, von seiner Erregung angesteckt.
»Man hat Emily entführt!« antwortete er gebrochen.

***

Deborah Hall wollte Fonda begleiten, doch er schickte sie nach Hause. Nicht, weil er sie jetzt nicht bei sich haben wollte, sondern weil ihm Captain Jack Davenport mitgeteilt hatte, daß er sich im Penthouse-Atelier auf einiges gefaßt machen müsse. Diesen Anblick wollte er ihr ersparen.
Da es in seiner Verfassung unverantwortlich gewesen wäre, selbst Auto zu fahren, nahm er sich ein Taxi. Es war nicht weit, vom Sky Crapper der Firma Fonda-Instrumente bis zu jenem schwarzen Marmorwolkenkratzer, in dem Emily mit ihrer Freundin wohnte.
Vor dem Gebäude gab es einen riesigen Menschenauflauf. Patrol Cars standen teilweise auf dem Gehsteig, der Kastenwagen der Mordkommission war da, zwei Ambulanzfahrzeuge.
Wyatt Fonda fühlte sich elend. Er hatte geglaubt, alles getan zu haben, um die Sicherheit seiner Tochter zu gewährleisten. Wie um alles in der Welt konnte sie trotzdem entführt werden?
Er kämpfte sich durch die Menge, brauchte seinen Namen nicht zu nennen, als er die Polizeisperre erreichte. Man kannte ihn und ließ ihn durch. Ein Cop fuhr mit ihm im Penthouse-Direktlift hoch.
»Es tut mir sehr leid, Sir«, sagte er, und Fonda nickte erschüttert.
Er suchte nach einem Fehler. Was habe ich falsch gemacht? fragte er sich. Hätte ich Emily nicht erlauben sollen, von zu Hause auszuziehen? Sie ist einundzwanzig. Ich darf sie nicht mehr bevormunden.
Er hatte gehofft, daß Emily irgendwann zu ihm zurückkehren würde. Das Haus war groß genug. Einen ganzen Flügel hätte Emily für sich haben können.
Aber wenn die Jungen flügge werden, wollen sie raus aus dem warmen Nest. Die Abenteuerlust packt sie, sie wollen etwas erleben…
Der Fahrstuhl hielt an. Wyatt Fonda trat aus der Kabine. Jeder Schritt kostete ihn Überwindung. Sein Magen krampfte sich zusammen, und er hatte den Wunsch, fortzulaufen – ganz weit weg.
Aber er unterdrückte ihn und betrat das Penthouse-Atelier, das er für seine Tochter ausgesucht und – wie er glaubte – zur uneinnehmbaren Festung gemacht hatte.
Ein kleiner Mann mit faltenreichem Gesicht kam auf ihn zu. »Ich bin Captain Davenport«, sagte er und schob sich einen Inhalationsstift in das linke Nasenloch. »Ein ausgewachsener Schnupfen im Spätsommer. Früher war so etwas undenkbar. Aber heute gibt es Klimaanlagen… Oh, damit will ich nichts gegen Ihre Produkte sagen … Ich glaube,

Fonda-Instruments stellt sie auch her …«

Wyatt Fonda nickte niedergeschlagen. »Schon gut, Captain.« Sein Blick schweifte durch den Raum. Ein Bild des Grauens bot sich ihm und wollte ihm das Herz abdrücken.

Drei Leichen…

Und wie schrecklich sie zugerichtet waren. Fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Ein furchtbares Massaker hatte in diesem Penthouse-Atelier stattgefunden.

Der Polizeifotograf war noch damit beschäftigt, Aufnahmen vom Tatort und von den Toten zu machen. Der Polizeiarzt, ein junger weißblonder Mann, beendete soeben seine ersten Untersuchungen.

Wyatt Fonda wankte von einer Leiche zur andern. »Wer hat das getan, Captain?« preßte er mühsam hervor. »Das kann kein Mensch gewesen sein. Das war eine Bestie…«

»Ich wollte, ich hätte Ihnen diesen Anblick ersparen können, Mr. Fonda«, sagte Jack Davenport. »Ich selbst bin seit fast zwanzig Jahren im Polizeidienst, aber so etwas habe ich noch nie gesehen. Sie haben recht, Sir, hier muß wirklich eine Bestie gewütet haben… Die Nachbarn hörten Schreie und Schüsse. Wir wissen nicht, auf wen Albert Kevin und Frank Terry geschossen haben, da mir die beiden aber bekannt sind, weiß ich, daß sie noch nie ein Ziel verfehlt haben. Das bedeutet, ihre Kugeln trafen. Aber wen? Und wieso fanden wir nur plattgedrückte Querschläger? Und noch eine Frage: Wie kamen die Entführer – ich gehe davon aus, daß es mindestens zwei waren – hier rein? Ich habe mir die elektronische Sicherung an der Tür angesehen. Meines Erachtens ist es unmöglich, sie zu überlisten.«

Jack Davenport schnupperte wieder an seinem Inhalationsstift.

»Seit ich hier bin«, sagte der Captain, »versuche ich mir die Situation vorzustellen. Die Kidnapper tauchen auf. Sie kennen den Code nicht, zwingen Kevin und Terry mit vorgehaltenen Waffen, die Zahlenkombination bekanntzugeben…«

Wyatt Fonda schüttelte den Kopf. »Ausgeschlossen. Das hätten Kevin und Terry nie getan. Sie wären eher gestorben, als den Code preiszugeben, Captain.«

Davenport nickte. »Sehen Sie, dasselbe denke ich auch. Kevin und Terry konnte man nicht einschüchtern, das war einfach nicht möglich. Dennoch gelang es den Kidnappern irgendwie, die Penthouse-Türsicherung auszuschalten.« Der Captain kratzte sich hinter dem Ohr. »Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich solche verzwickte Fälle hasse. Man überlegt hin und her und kommt auf keinen grünen Zweig… Angenommen, eines der beiden Mädchen fing hier drinnen zu schreien an …«

»Warum hätten sie das tun sollen?«

»Nehmen wir es nur mal an, Mr. Fonda.«

»Na schön.«
»Wie hätten Albert Kevin und Frank Terry in diesem Fall Ihrer Meinung nach reagiert?«
»Sie hätten die Tür geöffnet, um nach den Mädchen zu sehen.«
Jack Davenport schnippte mit dem Finger. »Sehen Sie.«
»Die Sache hat einen Haken, Captain. Die Mädchen hatten keinen Grund, zu schreien.«
»Vielleicht machten die Kidnapper Stella Frey zu ihrer Komplizin«, überlegte Davenport laut. »Ja, so könnte es gewesen sein. Die Männer gaben Stella entweder Geld oder setzten sie auf irgendeine Weise unter Druck. Sie schrie. Die Entführer lagen auf der Lauer, und als die Leibwächter das Alarmsystem ausgeschaltet hatten, traten sie in Erscheinung.«
»Und töteten auch Stella bestialisch?«
»Damit sie nichts verraten kann.«
Wyatt Fonda schüttelte den Kopf. »Was Sie sich zusammenreimen, gefällt mir nicht.«
»Soll ich ehrlich sein? Ich kann mich damit auch nicht richtig anfreunden. Geld hat Stella Frey bestimmt keines genommen…«
»Und unter Druck setzen ließ sie sich auch nicht. Sie war die beste Freundin meiner Tochter.«
Davenport inhalierte. »Etwas Hartes… Kevin und Terry müssen auf etwas sehr Hartes geschossen haben. Was könnte das gewesen sein?«
»Ich wollte, ich wäre in der Lage, es Ihnen zu sagen«, entgegnete Fonda.
»Meine einzige Hoffnung ist, daß die Täter brauchbare Fingerabdrücke hinterlassen haben… Erlauben Sie uns, Ihr Telefon anzuzapfen, Mr. Fonda? Die Entführer werden sich wohl bald mit Ihnen in Verbindung setzen und ihre Lösegeldforderung stellen.«
»Sie dürfen auf keinen Fall etwas tun, was das Leben meiner Tochter gefährdet, Captain!« sagte Wyatt Fonda heiser.
»Sie brauchen sich diesbezüglich keine Sorgen zu machen, Mr. Fonda. Wir verstehen unser Handwerk. Erfahrungsgemäß hat jeder Fall von Entführung eine Schwachstelle: die Geldübergabe. Denn zu diesem Zeitpunkt müssen die Verbrecher aus ihrem Rattenloch herauskommen. Viele wurden in diesem Augenblick von uns schon geschnappt.«
Der Polizeiarzt kam zu ihnen. Der Captain stellte ihn vor: »Dr. George Adamson… Wann kann ich mit Ihrem Bericht rechnen, Doc?«
»Morgen – am frühen Nachmittag.«
»In Ordnung. Darf ich Sie heute schon um eine erste Stellungnahme bitten? Womit wurden die Opfer so grauenvoll zugerichtet?«
»Also wenn ich hier mal meine private Meinung äußern darf… Es hat den Anschein, als wären diese Menschen von einem Ungeheuer getötet

worden.«

***

Wyatt Fonda fuhr nach Hause und schloß sich in sein Arbeitszimmer ein. Er wollte niemanden sehen, mit keinem reden, nur seine Ruhe haben. Ein furchtbarer Schmerz durchtobte ihn ohne Unterlaß.

Was er unterschwellig immer befürchtet hatte, war geschehen.

Viele Reiche leben in dieser Angst. Manchen bleibt so ein hartes Schicksal erspart, andere trifft es. Es ist nicht immer nur schön und angenehm, reich zu sein…

Wie ein gereiztes Tier lief Fonda auf und ab. Was konnte er tun?

Wie konnte er seiner armen Tochter helfen?

Emily, was mußt du in diesen schrecklichen Stunden durchmachen. Du hast deine beste Freundin sterben sehen, dann wie deine Leibwächter grausam ermordet wurden… Hielten das deine sensiblen Nerven überhaupt aus? Wo bist du, Emily? Wohin haben sie dich verschleppt? Wann erhalte ich ein Lebenszeichen von dir?

Das Telefon schlug an. Wyatt Fonda fuhr herum. Seine Augenlider flatterten. Gebannt starrte er den Apparat an. Waren das die Entführer? Meldeten sie sich jetzt schon? Das Telefon war noch nicht angezapft…

Fonda eilte zum Apparat und riß den Hörer aus der Gabel.

Schweißfeucht war seine Hand. Er meldete sich mit krächzender Stimme.

»Ein Skandal ist das!« wetterte am anderen Ende eine Frau.

»Wieso erfahre ich erst jetzt, daß Emily entführt wurde?«

»Tut mir leid, Sue, ich habe nicht daran gedacht, dich anzurufen.«

»Emily ist mein Kind!« schrie Sue Fonda aufgebracht. »Wieso hat man mich nicht umgehend informiert?«

»Sei froh, daß es die Polizei nicht getan hat, Sue«, sagte Fonda zu seiner geschiedenen Frau. »Die Leichen im Penthouse waren kein schöner Anblick.«

»Du gehst auf jede Forderung der Gangster ein, hörst du? Und wenn die Summe, die sie für Emilys Freilassung verlangen, noch so hoch ist, erklärst du dich damit einverstanden.«

»Das ist für mich ganz klar. Ich liebe Emily wahrscheinlich noch mehr als du.«

»Ein Vater kann sein Kind nie so sehr lieben wie eine Mutter«, widersprach ihm Sue.

»Ich rufe dich an, sobald ich weiß, wie es Emily geht«, sagte er und legte auf. Er hatte keine Lust, sich noch länger mit dieser hysterischen Frau zu unterhalten.

Fünf Minuten später riefen die Entführer an. »War wohl eine große Überraschung für Sie, zu erfahren, daß Ihr Engelchen gekidnappt

wurde, wie?«

»Es war keine Überraschung, es war ein Schock!« stellte Wyatt Fonda mit belegter Stimme richtig. »Wie konnten Sie Stella Frey und die beiden Leibwächter nur so grausam töten?«

»Seien Sie froh, daß es Ihre Tochter nicht auch erwischt hat, Fonda!« schnauzte ihn der Anrufer an. »Danken Sie dem Himmel dafür, daß Emily noch lebt!«

»Wie geht es ihr?«

»Gut. Sie befindet sich in netter Gesellschaft.«

Fonda überlief es eiskalt. »Ich möchte mit ihr sprechen!«

»Das kann ich mir denken, aber die Freude mache ich Ihnen nicht.«

Fondas Kopfhaut zog sich zusammen. Lebte am Ende Emily auch nicht mehr? »Ich verlange von Ihnen, daß Sie meine Tochter ans Telefon holen!« schrie er.

Der Anrufer lachte. »Sie sind wohl nicht ganz bei Trost, Mann. Denken Sie im Ernst, Sie können mir Befehle erteilen? Hören Sie zu, Fonda, für jedes weitere Wort von Ihnen, über das ich mich ärgere, kriegt Ihre Tochter, stellvertretend für Sie, eine kräftige Ohrfeige!«

»Wenn Sie Emily anrühren, bringe ich Sie um!« brüllte Fonda.

»Ohrfeige Nummer eins!« erwiderte der Anrufer gleichmütig.

»Sie Schwein!«

»Nummer zwei! Machen Sie nur so weiter. Emily wird sich freuen!«

Wyatt Fonda schloß die Augen und atmete mehrmals tief durch, um sich zu beruhigen. »Was wollen Sie?« fragte er dann. »Wieviel muß ich für die Freilassung meiner Tochter bezahlen?«

»Vorläufig nichts.«

»Bitte… Ich flehe Sie an, nennen Sie den Preis. Ich möchte mein Kind wiederhaben.«

»Sie hören zu gegebener Zeit, was wir von Ihnen wollen, Fonda. Sie sollten heute nur mal erfahren, daß sich Emily in guten Händen befindet.« Klick. Aus. Der Anrufer hatte eingehängt.

»Hallo!« rief Fonda. »Hallo! Warten Sie! So warten Sie doch…!«

Aber die Leitung war tot. Fonda ließ den Hörer langsam sinken.

Er konnte sich nicht mehr daran erinnern, wann er zum letzten Mal geweint hatte. Heute schwammen seine Augen wieder in Tränen.

Die Worte des Polizeiarztes fielen ihm ein: »Es hat den Anschein, als wären diese Menschen von einem Ungeheuer getötet worden.«

Von einem Ungeheuer… Ungeheuer … Ungeheuer …. hallte es in seinem Kopf, und er zermarterte sich das Gehirn, wie er Emily helfen konnte.

Und plötzlich war da eine Idee…

***

Als Vicky Bonney und ich in New York eintrafen, mußte ich

zwangsläufig an den WHO-Arzt Frank Esslin denken, der viele Jahre unser Freund gewesen war. Doch nun stand er auf der anderen Seite, war unser Todfeind und hätte mich, den erklärten Feind der Hölle, gern unschädlich gemacht, denn wer Tony Ballard ausschaltete, der hat beim Höllenfürsten einen großen Stein im Brett.

Viele hatten das schon versucht, doch zum Glück war es noch keinem gelungen.

Frank Esslin… Zum Söldner der Hölle hatte ihn Rufus, der Dämon mit den vielen Gesichtern, gemacht. [2]

Daß es Rufus nicht mehr gab, war der einzige Lichtblick. Doch längst war Atax, die Seele des Teufels, an seine Stelle getreten, und Yora, die dämonische Totenpriesterin, hatte die Schirmherrschaft über Frank übernommen.

Ja, unser ehemaliger Freund genoß dämonischen Schutz, deshalb würde es schwierig sein, ihm das Handwerk zu legen. Ganz konnte ich mich noch nicht damit abfinden, Frank an die schwarze Macht verloren zu haben.

Würde ich gezwungen sein, ihn bei unserer nächsten Begegnung zu töten? Glomm das winzige Fünkchen Hoffnung, Frank auf unsere Seite zurückzuholen, in mir umsonst?

Er war im Besitz gefährlicher Höllenpillen, die Rufus vor einiger Zeit in Tansania schuf. Wenn ein Mensch sie – wissentlich oder unwissentlich – einnahm, wurde er zum grauenerregenden Ungeheuer.

Wenn Frank die Pillen irgendwo in das Trinkwasserversorgungssystem einer Stadt warf… Die Folgen wären verheerend gewesen.

Der Himmel sollte verhindern, daß der Söldner der Hölle je auf diese Idee kam.

Ein Hubschrauber brachte meine Freundin und mich vom John F.

Kennedy International Airport direkt auf das Dach des PanAm-Gebäudes in Manhattan. Wir blickten in die tiefen Straßenschluchten, sahen ameisengroße Menschen und nicht viel größere Autos.

Rechter Hand lag die große grüne Fläche des Central Parks. Die Lunge Manhattans. Nachts war es gefährlich, diesen Park zu betreten, denn dann machte ihn lichtscheues Gesindel unsicher.

Am Tage jedoch war es ein Paradies für erholungsbedürftige Menschen, für Kinder und Alte.

Ein Taxi brachte uns zu unserem Hotel. Das Zimmer hatte ich telegrafisch von London aus reserviert.

Da war ich wieder mal, in dieser Metropole der Superlative, und ich kam mir klein und unwichtig vor. London war zwar auch nicht gerade ein Dorf, aber mit New York, dieser häßlich- schönen Stadt, kann es sich nicht messen.

Den größten und schönsten Misthaufen der Welt nennen die New

Yorker selbst ihre Stadt, und mit dieser Bezeichnung treffen sie den Nagel haargenau auf den Kopf.

Wo Mist ist, sind auch Ratten, und davon gibt es in New York mehr als genug. Ratten auf zwei Beinen. Und solche hatten Wyatt Fondas Tochter entführt.

Das war der Grund, weshalb wir nach New York gekommen waren.

Der Anruf platzte mitten hinein in unser süßes Nichtstun. Ich hob ab, und am anderen Ende meldete sich Cruv, der häßliche Gnom aus der Prä-Welt Coor, der zu Tucker Peckinpahs Leibwächter avancierte.

»Wie geht's, Kleiner?« erkundigte ich mich.

»Großartig.«

»Hast du dich bei Peckinpah schon eingelebt?«

»Bestens. Ich kann mich nicht beklagen. Mr. Peckinpah möchte dich sprechen.«

»Schön. Gib ihn mir.«

Cruv gab den Hörer weiter. Ich vernahm Tucker Peckinpahs Stimme. »Hallo, Partner«, sagte ich. »Irgendein Problem?«

»Ja, Tony. Ein Geschäftsfreund von mir ist in Schwierigkeiten. Er rief mich an und bat mich um Hilfe. Der Mann ist völlig verzweifelt.«

»Was ist der Grund für seine Verzweiflung?« wollte ich wissen.

»Seine Tochter wurde entführt.«

»Kidnapping? Dafür bin ich eigentlich nicht zuständig«, sagte ich. »Aber wenn Sie wollen, daß ich mich darum kümmere, tu' ich's. Wie heißt der Geschäftsfreund?«

»Wyatt Fonda.«

»Der Chef von Fonda-Instruments, diesem multinationalen Computerkonzern?«

»Richtig, Tony.«

»Ich nehme an, Sie haben einen Teil Ihres Geldes in diesem Unternehmen.«

»Ja, das stimmt«, sagte Tucker Peckinpah. Eigentlich gab es kein großes Unternehmen auf der Welt, an dem der reiche Industrielle nicht in irgendeiner Form beteiligt war.

Also auch Fonda- Instruments, dachte ich. Es wunderte mich nicht. Man hatte die Tochter des Amerikaners entführt. Wie war doch gleich ihr Name? Emily, ja. Hohe Lösegeldforderungen konnten das Elektrikimperium ins Wanken bringen, deshalb lag es auch in Tucker Peckinpahs Interesse, daß Emily Fonda zu ihren Vater zurückkehrte, ohne daß dieser von den Gangstern zur Kasse gebeten wurde.

Ich erfuhr von meinem Partner alles, was dieser von Wyatt Fonda gehört hatte. Als das Wort »Ungeheuer« fiel, spitzte ich die Ohren.

Wenn Stella Frey, Albert Kevin und Frank Terry von einem Ungeheuer getötet worden waren, lag der Fall bei mir richtig, denn darauf hatte ich mich spezialisiert…

Und nun befanden wir uns in New York.

Ich rief den Empfang an und verlangte, daß man mir einen Leihwagen bereitstellte.

Anschließend rief ich Wyatt Fonda an. Peckinpah hatte uns avisiert. Der Mann erwartete meinen Anruf. Ich sagte ihm, daß ich ihn noch in dieser Stunde aufsuchen würde, und er dankte mir für mein rasches Kommen.

Vicky und ich verließen das Zimmer. Ich holte beim Empfang den Leihwagenschlüssel und die Fahrzeugpapiere ab.

Der Mietwagen war ein fuchsiaroter Chevy. Er stand gegenüber dem Hotel. Ich schloß die Tür auf der Beifahrerseite auf. Vicky setzte sich in das Fahrzeug und rief: »Tony!«

Ich hatte den Zettel, der unter dem Scheibenwischer steckte, bereits entdeckt und machte ein saures Gesicht. »Damit macht sich die New Yorker Polizei bei mir aber nicht beliebt«, maulte ich. »Ich bin noch nicht einmal richtig da, und schon verpaßt man mir den ersten Strafzettel.«

Doch ich irrte mich. Es war kein Strafzettel, sondern eine Nachricht: »Hau ab, sonst ergeht es dir so wie Stella Frey und den beiden Leibwächtern!«

Das stand auf dem Zettel, und statt einer Unterschrift hatte ein Scherzbold rechts unten eine Ameise gezeichnet.

***

»Was sagt man dazu?« stieß Vicky Bonney überrascht hervor, nachdem auch sie die Nachricht gelesen hatte. »Woher wissen sie denn schon, daß wir hier sind und was wir hier wollen?«

»Gute Frage«, brummte ich, knüllte das Papier zusammen und warf es in den Gully. »Die Entführer scheinen Wyatt Fonda zu beobachten. Sieht so aus, als wüßten sie über alles, was er tut, Bescheid.«

»Es gefällt ihnen nicht, daß er einen Privatdetektiv aus London kommen läßt…«

»Deshalb versuchen sie mich auf diese Weise zu verscheuchen«, sagte ich ärgerlich. »Aber die Brüder kennen mich nicht. Damit machen sie mich nur stur. Wer mir Angst einjagen will, erreicht bei mir das genaue Gegenteil.«

»Was sollte die Ameise rechts unten?« fragte Vicky.

»Keine Ahnung. Vielleicht ist es für die Verbrecher so eine Art Wappentier.«

»Verbrecher, die mit Hilfe eines Ungeheuers Emily Fonda entführten…«

»Es passiert nicht zum erstenmal, daß die schwarze Macht solche Leute unterstützt. Sie brauchen der Hölle dafür nur ihre Seele zu verschreiben, und schon wird ihnen geholfen.«

Ich blickte mich um. Wurden wir beobachtet? Der Kerl, der den Zettel unter den Scheibenwischer geklemmt hatte, konnte noch in der Nähe sein. Vielleicht wollte er sehen, wie ich reagierte.

War es der Mulatte, der dort an der Ecke lehnte? Oder der schwindsüchtige Typ, der hohlwangig auf einem Motorrad saß, das nicht ihm gehören konnte? Oder der bärtige Geselle, der so teilnahmslos in ein Schaufenster blickte? War es einer der vielen Menschen, die an uns vorbeigingen?, Obwohl uns niemand direkt anstarrte, fühlte ich mich doch beobachtet. Wenn ich den Kerl entdeckt hätte, hätte ich ihn mir gekauft und tüchtig ins Gebet genommen. Aber er wußte sich gut zu tarnen.

Entschlossen startete ich den Motor. So nicht! dachte ich trotzig.

So werdet ihr mich auf keinen Fall los.

Ich fuhr über den East River, durch Brooklyn zum Long Island Sound. Das Haus, in dem Wyatt Fonda wohnte, beeindruckte uns sehr, aber der Mann hätte es gern gegen eine alte, schäbige Hütte getauscht, wenn man ihm dafür seine Tochter wiedergegeben hätte.

Er machte uns mit Deborah Hall bekannt. Ich glaube, er erwähnte, daß sie seine zweite Ehefrau werden sollte. Sie war mir auf Anhieb sympathisch, und es gefiel mir, in welch fürsorglicher Weise sie sich um Fonda kümmerte, ohne ihm lästig zu sein.

»Haben sich die Entführer noch einmal gemeldet?« war meine erste Frage, nachdem wir uns gesetzt hatten.

Fonda bereitete Drinks für uns. Für Vicky Bonney einen Cherry Brandy, für mich einen Pernod. »Nein«, sagte er. »Es blieb bei diesem einen Anruf, Mr. Ballard. Captain Davenport und seine Leute krempeln die Stadt systematisch um. Sie stellen New York buchstäblich auf den Kopf, doch Erfolg hatten sie bisher noch keinen zu verbuchen.«

»Sie haben sich sicher Gedanken darüber gemacht, wer hinter dieser Entführung stecken könnte«, sagte ich.

»Natürlich«, erwiderte Fonda und brachte die Drinks.

Ich nahm mein Glas. »Danke… Gibt es einen Verdacht, über den Sie noch mit niemandem gesprochen haben, Mr. Fonda? Wer könnte Sie Ihrer Meinung nach so sehr hassen, um Ihnen so etwas anzutun?«

Wyatt Fonda blickte mich überrascht an. »An diese Möglichkeit habe ich noch gar nicht gedacht, Mr. Ballard. Ich ging immer davon aus, daß jemand für meine Tochter Lösegeld haben will.«

»Ich denke, in diesem Fall hätte man Ihnen die Summe längst genannt.«

Ein unübersehbares Funkeln trat in seine Augen, als er sagte:

»Brubaker. Gordon Brubaker!«

Der Name war mir geläufig. Brubaker Electronics war der erbittertste Konkurrent von Fonda- Instruments.

»Es ist noch nicht lange her, da tönte Gordon Brubaker: ›Jetzt kriegen

Sie Wind von vorn, mein Lieber!‹ Er wollte mich fertigmachen. Geld, Macht, Einfluß – er setzte alles ein, was er aufbieten konnte. Dabei übernahm er sich jedoch. Die Sache überstieg seine Kräfte, und nun hängt er in den roten Zahlen.«

»Der Schuß, den er auf Sie abfeuerte, ging nach hinten los.«

»So könnte man es ausdrücken. Gordon Brubaker hat sich selbst ruiniert, aber das will er sich nicht eingestehen. Er macht mich für seine Niederlage verantwortlich, und er haßt mich wie die Pest.«

»Würde er alles tun, um wieder hochzukommen?«

Wyatt Fonda nickte grimmig. »Ja, Mr. Ballard, diesem Teufel traue ich jede Gemeinheit zu.«

»Den Mann müssen wir uns aus der Nähe ansehen«, sagte ich zu Vicky Bonney und leerte mein Glas.

Wir verabschiedeten uns von Wyatt Fonda und Deborah Hall.

»Glauben Sie, daß Sie mir helfen können, Mr. Ballard?« fragte der leidgeprüfte Mann.

»Ich will Ihnen keine falschen Hoffnungen machen, Mr. Fonda«, erwiderte ich. »Da ich eben erst in den Fall eingestiegen bin, ist es noch verfrüht, Prognosen zu stellen. Ich verspreche Ihnen aber, alles in meiner Macht Stehende zu tun, um Ihre Tochter wohlbehalten zurückzuholen und die Leute, die sie entführt haben, zur Rechenschaft zu ziehen.«

Wir gingen.

Als ich in den Chevrolet steigen wollte, rief mich Wyatt Fonda zurück. »Ein Anruf für Sie, Mr. Ballard.«

Ich glaubte zu wissen, wer am anderen Ende des Drahtes war, und ich irrte mich nicht. Als ich den bereitliegenden Hörer aufnahm und mich meldete, sagte jemand: »Du bist ein Idiot, Schnüffler! Warum befolgst du nicht, was dir die Ameise mitgeteilt hat?«

***

Eigentlich rechnete ich nicht damit, daß uns Gordon Brubaker sofort empfangen würde. Ich dachte, er würde die Sache auf die lange Bank schieben, sich auf wichtige Termine ausreden, die ihm keine Zeit ließen, sich mit uns zu unterhalten, doch das Gegenteil war der Fall.

Als ich ihm den Grund nannte, weshalb ich ihn sprechen wollte, hatte er sofort Zeit für Vicky Bonney und mich.

Nach außen hin war noch alles heile Welt. Das mächtige Bürohaus von Brubaker Electronics stand am Crotona Park. Unübersehbar. Ein Monument. Daß dieses riesige Unternehmen auf kranken, morschen Beinen stand und dem Untergang geweiht war, wenn nicht noch ein Wunder geschah, konnte nur derjenige erkennen, dem es möglich war, einen Blick hinter die Kulissen zu werfen.

Brubaker lag auf dem Boden, und niemand brauchte ihm den

Todesstoß zu geben. Diejenigen, für die er wichtig war, wußten, daß Gordon Brubaker am Ende war.

Sie zogen sich von ihm zurück, gewährten ihm keine Darlehen mehr, forderten gegebene Kredite ohne Nennung von Gründen zurück. Das war für den Mann schlimmer als ein Todesstoß.

Doch sein Auftreten war noch das eines Mannes, der über ein gesundes Imperium herrschte. Groß und großknochig war er, ein bißchen übergewichtig und rothaarig.

Seine rotbraunen Augen starrten Vicky und mich unter hellen Wimpern durchdringend an. »Sie kommen von Fonda. Was hat er Ihnen erzählt? Daß ich erledigt bin?« Er schmetterte seine Faust auf den Tisch. »Gordon Brubaker ist noch lange nicht tot, sagen Sie das diesem gottverdammten Aasgeier. Sehen Sie mich an. Sieht so ein Mann aus, der am Ende ist? Ich hatte Pech, aber ich werde mich wieder erholen. Fonda freut sich schon zu früh, wenn er denkt, Brubaker Electronics nicht mehr fürchten zu müssen. Wir werden ihm das Leben bald wieder schwermachen.«

»Warum hassen Sie Wyatt Fonda so sehr, Mr. Brubaker?« wollte Vicky Bonney wissen. »Was hat er Ihnen getan?«

»Fonda ist ein durch und durch unseriöser Geschäftsmann, ein Emporkömmling, ein rücksichtsloser Ellenbogenmensch, der über Leichen geht und um jeden Preis zur Spitze drängt.«

»Diesen Eindruck habe ich nicht von ihm«, sagte Vicky.

»Oh, Sie kennen den Mann nicht so gut wie ich, Miß Bonney. Er kann sich gut verstellen, dieser verdammte Scheinheilige. Aber mich kann er nicht täuschen. Brubaker Electronics war früher da als Fonda-Instruments. Wir waren der Markt-Leader. Das war Wyatt Fonda natürlich ein Dorn im Auge, und er bekämpfte uns mit den unseriösesten Mitteln, um uns abzuschießen. Ich bat ihn, das sein zu lassen, unterbreitete ihm Dutzende von Vorschlägen, wie wir uns den Markt teilen könnten. ›Es hat keinen Sinn, wenn wir uns gegenseitig zerfleischen‹, erklärte ich ihm. ›Dann sind die Japaner der lachende Dritte. Das können Sie doch nicht wollen.‹ Doch Fonda blieb hart. Er sagte, ich solle mit meinen Vorschlägen zum Teufel gehen, und wenn ich Angst vor Fonda-Instrument hätte, solle ich verkaufen. Seit damals hasse ich diesen Mann. Seit damals bekämpfe ich ihn, und eines Tages wird es mir gelingen, ihn zu vernichten!«

Ich konnte mir nicht vorstellen, daß Gordon Brubaker die Wahrheit sagte. Mit einem Wyatt Fonda, wie ihn Brubaker darstellte, hätte Tucker Peckinpah niemals Geschäfte gemacht. Peckinpah suchte sich nur seriöse Partner aus, die er zuvor gründlich unter die Lupe nahm.

Nein, Gordon Brubaker schwärzte Wyatt Fonda zu Unrecht an.

Er haßte ihn noch mehr, als ich gedacht hatte.

»Seine Tochter hat man entführt!« sagte Brubaker leidenschaftlich.

»Bravo, sage ich!«

»Finden Sie nicht, daß Ihr Haß ein bißchen zu weit geht?« fragte ich den Mann ärgerlich.

»Endlich schlägt ihn das Schicksal mal voll ins Gesicht! Er dachte in letzter Zeit, seine Bäume könnten in den Himmel wachsen! Er mußte endlich einen Dämpfer kriegen!«

»Emily Fonda hat Ihnen bestimmt nichts getan«, sagte Vicky Bonney. »Ist Ihre Schadenfreude nicht fehl am Platz, Mr. Brubaker?«

»Sie ist eine Fonda! Wyatt Fondas Blut fließt in ihren Adern. Ich habe kein Mitleid mit ihr.«

»Mr. Brubaker«, sagte ich, »ich habe wenig Hoffnung, daß Sie uns helfen werden. Mr. Fonda bat mich, ihm seine Tochter zurückzubringen…«

Gordon Brubaker zuckte mit den Schultern. »Das ist Ihre Sache, Mr. Ballard. Hilfe dürfen Sie in der Tat nicht von mir erwarten. Meine Sympathie gehört diesen Entführern.«

»Verdammt, bei diesem Kidnapping haben drei Menschen ihr Leben verloren!« brauste ich auf. »Läßt Sie das denn völlig kalt?«

Er bemerkte, daß er sich zu sehr in seinen Haß hineingesteigert hatte und lenkte ein: »Daß es Tote zu beklagen gibt, tut mir natürlich leid. Ich begrüße lediglich die seelische Pein, die Fonda jetzt ertragen muß, und es gefallt mir, daß man diesen kaltschnäuzigen, rücksichtslosen Mann gehörig zur Ader lassen wird. Sie können sich vorstellen, daß meine Freude keine Grenze kennen würde, wenn man Wyatt Fonda finanziell ausbluten lassen würde.«

»Wer könnte Ihrer Ansicht nach hinter diesem Verbrechen stecken?« wollte ich wissen.

»Ich weiß es nicht.«

»Würden Sie es mir sagen, wenn Sie es wüßten, Mr. Brubaker?«

»Nein«, antwortete der Mann eiskalt.

»Tja, dann danke ich Ihnen dafür, daß Sie sich für uns Zeit genommen haben«, sagte ich und erhob mich.

»Ich hoffe, Sie haben keinen Erfolg, Mr. Ballard«, sagte Brubaker.

Das hätte er nicht zu sagen brauchen; ich hätte es auch so gewußt. Bevor wir gingen, musterte ich ihn nüchtern und fragte: »Mr. Brubaker, können Sie mit Sicherheit ausschließen, daß Sie mit dieser Entführung etwas zu tun haben?«

Über sein Gesicht schien ein grauer Vorhang zu fallen. »Besser Sie gehen, Mr. Ballard, sonst könnte es passieren, daß ich mich vergesse!«

***

»Jetzt haßt er auch uns«, bemerkte Vicky Bonney, als wir in den fuchsroten Leih- Chevy stiegen.

»Wir werden es überleben«, meinte ich gleichgültig. »Was hältst du

von dem Mann?«

»Er ist wahnsinnig vor Haß.«

»Das ist es, Vicky!« sagte ich und schlug mit der Hand auf das Lenkrad. »Wenn Wyatt Fonda behauptete, er würde Gordon Brubaker alles zutrauen, hat er recht. Ein Teil von Brubakers Geschichte wird stimmen. Zum Beispiel, daß Brubaker Electronics mal Markt-Leader war und daß Fonda-Instruments dieses Unternehmen eines Tages überholte. Und das hat Gordon Brubaker nicht verkraftet. Er wollte nicht die zweite Geige spielen. Die unlauteren Mittel setzte mit Sicherheit er ein, um sich den Platz an der Spitze zurückzuholen. Als ihm das nicht gelang, fing er an, Fonda zu hassen. Und nun ging er in seinem wahnsinnigen Haß so weit, daß…«

»Vorsicht, Tony!« warnte mich meine Freundin. »Du hast für das, was du jetzt sagen möchtest, keinerlei Beweise.«

»Die müssen wir uns eben verschaffen. Kann Gordon Brubaker sich mit der Hölle verbündet haben? Stellte ihm diese ein Ungeheuer zur Verfügung? Denkbar wäre es. Wer verbirgt sich hinter dieser Ameise…?«

»Tony!« kreischte auf einmal Vicky Bonney.

Ich blickte sie entgeistert an. Hatte sie den Verstand verloren?

»Ameisen!« schrie sie, auf die Motorhaube zeigend.

Und dann sah auch ich sie… Drei rotbraune Ameisen, so groß wie mein Unterarm!

***

»Laß es mich sehen! Zeig mir, was passiert!« verlangte Gordon Brubaker und lachte nervös. Er rieb sich die Hände, leckte sich die Lippen. Schweiß glänzte auf seiner Stirn, und seine Augen schimmerten, als hätte er Fieber.

Sein Verbündeter war zu ihm gekommen.

Ein höllischer Komplize: Atax, die Seele des Teufels!

Als Brubaker sah, daß sein Konzern vor dem Ruin stand, rief er die Hölle zu Hilfe, und diese schickte ihm Atax, den Geschlechtslosen. Grauenerregend sah er aus. Als Brubaker ihn zum erstenmal sah, traf ihn vor Angst fast der Schlag. Inzwischen wußte er, daß er von Atax nichts zu befürchten hatte.

Der Dämon hatte einen transparenten Körper, der von violett schillernden Adern durchzogen war. Manchmal spiegelte die Haut dieses Ungeheuers, das sein Aussehen nach Belieben verändern konnte. Seine Stimme war weder die eines Mannes noch die einer Frau.

Brubaker hatte ihn gerufen, nachdem Vicky Bonney und Tony Ballard sein Büro verlassen hatten. Nicht immer erschien Atax, wenn Brubaker ihn rief, schließlich nahm Atax von keinem Menschen Befehle

entgegen. Er erschien, wenn es ihm paßte. Wenn er nicht wollte, hatte Brubakers Rufen keinen Sinn.

Brubaker wollte berichten, wer ihn aufgesucht hatte, doch Atax winkte ab.

»Tony Ballard war hier!« sagte der Geschlechtslose. »Und seine Freundin Vicky Bonney.«

Gordon Brubaker sah die Seele des Teufels überrascht an. »Du weißt davon?«

»Denkst du, ich lasse dich schalten und walten, wie du willst, ohne dir auf die Finger zu sehen?«

»Wirst du gegen Ballard und das Mädchen etwas unternehmen?«

fragte Brubaker gespannt. »Der Mann scheint gefährlich zu sein. Ich habe eine Nase für Leute, die in der Lage sind, mir Schwierigkeiten zu machen.«

»Es ist bereits etwas gegen Tony Ballard im Gange«, sagte Atax.

»Hast du vor, ihn zu töten?«

»Er wird entweder sterben, oder New York verlassen und nicht weiter unsere Kreise stören«, sagte Atax.

Brubaker wollte sehen, was die Seele des Teufels in die Wege geleitet hatte. Atax hatte ihm auch gezeigt, was sich in jenem schwarzen Marmor-Wolkenkratzer ereignete.

Eine blitzschnelle Handbewegung hatte genügt, und eine der Bürowände war zu einer Art Bildschirm geworden, auf den die grausigen Ereignisse projiziert wurden.

»Ich will es sehen!« forderte Gordon Brubaker schrill. Als Atax keine Anstalten traf, ihm diese Forderung zu erfüllen, fügte er flehend hinzu: »Bitte!« Und nun tat ihm die Seele des Teufels den Gefallen.

Atax hob die Hand. Nichts war zu sehen, aber ein Knistern flog durch den Raum. Magie! Sie prallte gegen die holzgetäfelte Wand und veränderte ihre Struktur.

Die Wand überzog sich mit einem milchigen Wabern. Eine Bildfolge wurde sichtbar. Gordon Brubaker sah einen Chevrolet, ein Mädchen, einen Mann… Vicky Bonney, Tony Ballard – und drei Ameisen, die über die Motorhaube krabbelten.

Brubaker hielt den Atem an, während sein Herz aufgeregt gegen die Hippen hämmerte. »Er will mir Schwierigkeiten machen!«

geiferte er. »Ich hasse ihn, hasse ihn genauso wie Wyatt Fonda, der mir diesen verfluchten Spürhund auf den Hals gehetzt hat. Das wird mir Fonda büßen!«

In diesem Moment verdoppelte sich die Größe der Ameisen. Es ging ruckartig. Bei der neuen Größe blieb es jedoch nicht. Die drei Ameisen wurden noch einmal so groß.

»Ja!« schrie Brubaker triumphierend. »Ja! Zeigt es diesem Bastard! Gebt es ihm! Bringt ihn um!«

***

»Verdammt!« entfuhr es mir. Meine Hand zuckte zum Startschlüssel. Ich drehte ihn, der Motor sprang sofort an. Da vergrößerten sich die teuflischen Ameisen zum erstenmal. Sollten wir aus dem Wagen springen und die Flucht ergreifen? Oder sollte ich losrasen und hoffen, daß die Höllentiere von der glatten Motorhaube rutschten?

Können Ameisen sich nicht überall festhalten? Sind sie nicht auch in der Lage, über senkrecht aufgestelltes Glas zu laufen?

»Raus!« schrie ich meiner Freundin zu. »Spring aus dem Wagen!«

Das blonde Mädchen griff nach dem Türöffner und drückte den Wagenschlag mit der Schulter auf. Da streckte ein Höllenbiest sein Bein aus und rammte die Tür wieder zu. Vicky schrie auf. Ihre Hand stieß in die Handtasche. Sie riß ihre kleine Derringer- Pistole aus der Schulterhalfter.

Die Horrorinsekten droschen mühelos die Frontscheibe ein.

Glassplitter regneten mir ins Gesicht und ritzten die Haut auf.

Lange rote Ameisenbeine griffen nach mir.

Ich wollte meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter ziehen, doch die Teufelsameisen ließen es nicht zu.

»Schieß, Vicky!« schrie ich. »Schieß!«

Meine Freundin hob die Waffe, doch bevor sie abdrücken konnte, landete ein Ameisenbein auf ihrem Handgelenk. Sie stöhnte auf, und die Derringer polterte in den Fußraum.

Vicky wollte sich danach bücken, da schoß ein widerlicher Ameisenschädel auf sie zu, und aus einer Stirndrüse des Ungeheuers rann ein milchiges, zähklebriges Sekret.

Ich wußte von den Termiten, daß sie mit einem solchen Sekret ihre Feinde bis zur Kampfunfähigkeit bespritzen und beschmieren.

Hatten wir es hier mit Höllentermiten zu tun?

Vicky Bonney schlug angewidert auf das Untier ein.

Ich wollte ihr helfen, befand mich aber selbst in der Klemme.

Mehrmals trafen mich harte Schläge an Schultern und Kopf. Ich wurde hin und her geworfen, war benommen und vermißte wieder einmal meinen magischen Ring sehr, denn wenn ich ihn getragen hätte, hätten die Satanstermiten nicht so mit mir umspringen können.

Ich wehrte mich mit ganzer Kraft, doch die Horrorinsekten waren ungemein stark. Mit bloßen Händen war ihnen nicht beizukommen. Ich sah zwei häßliche Schädel. Fühler tasteten mich ab.

Grüne Facettenaugen funkelten mich an, und die Zangen öffneten sich.

Stand mir der Todesbiß bevor?

Beide Tiere hatten es auf meine Kehle abgesehen. Dadurch behinderten sie sich gegenseitig. Ihre verhältnismäßig kleinen Schädel stießen zusammen. Ich hörte ein Geräusch, als hätte jemand

Kieselsteine gegeneinandergeschlagen. Trotz des Grauens und des Horrors lief in diesen Sekunden in meinem Kopf eine Art Film ab, und das Erstaunliche war dabei, daß ich beides sehen konnte, das, was wirklich in diesem Moment passierte, und das, was sich im Penthouse-Atelier abgespielt haben mußte.

Niemand hatte sich erklären können, auf welche Weise die Kidnapper die Leibwächter überlistet hatten. Ich glaubte die Lösung zu kennen.

Eine oder mehrere Ameisen kletterten mühelos an der Wolkenkratzerfassade hoch. Stella Frey wurde als erste angegriffen und getötet. Ihre Schreie riefen die Wachen herein, und so ging es auch diesen Männern ans Leben. Die Entführer brauchten Emily Fonda dann nur noch mitzunehmen.

Nach so einem Schock war das Mädchen mit Sicherheit zu keiner Gegenwehr mehr fähig.

Der Fall war für mich bis hierher klar, aber würde ich noch Gelegenheit haben, mit jemandem darüber zu sprechen?

Als die Ameisen mit den Schädeln zusammenstießen, rutschte ich hinter dem Lenkrad so tief wie möglich nach unten.

Der magische Flammenwerfer! schoß es mir durch den Kopf.

Eine Sekunde später hatte ich das Silberfeuerzeug in der Hand.

Vicky Bonneys Schrei jagte mir einen eiskalten Schauer über den Rücken.

Ich sah, daß sie schon über und über mit dem ekelhaften milchigen Sekret beschmiert war und sich kaum noch rühren konnte.

Die Arme klebten an ihrem Körper.

Bestand Todesgefahr für meine Freundin? Würde die Teufelstermite ihr das Leben nehmen, sobald sie völlig verklebt war?

Ich drückte auf den Knopf, der aus meinem harmlosen Feuerzeug einen für schwarze Wesen gefährlichen Flammenwerfer machte.

Eine armlange Feuerlohe raste aus der Düse und brandete gegen die Stirn einer der beiden Horrorameisen, die sich mit mir befaßten.

Das Tier zuckte zurück, der Schädel bewegte sich nach unten, die Monsterzangen bohrten sich in das Blech der Motorhaube, schnitten es mühelos auf.

Das Satansinsekt schlug mit seinen sechs Beinen wie von Sinnen um sich. Die Motorhaube wölbte sich nach unten, das Scheusal schnitt sie weiter auf und fraß sich zum Motor vor.

Kabel, Schläuche, Metallteile riß das rasende Tier heraus und schleuderte es wild um sich. Das alles geschah im Todeskampf, denn die Ameisenbestie war dem Tod geweiht.

Schwarzer Rauch hüllte mich und die rote Bestie ein. Ich konnte kaum noch die Hand vor den Augen sehen, bemerkte aber, daß sich das Feuer, das die Teufelstermite zerstörte, auf den Motorraum übergriff.

Die Benzinleitung! durchfuhr es mich.

Wenn das Feuer sie erreichte, konnte das ganze Auto in die Luft fliegen. Und wir würden alle mit draufgehen – Vicky Bonney, ich, die Horrorameisen…

Neben mir schrie wieder Vicky auf. Ich konnte sie nicht mehr sehen, weil überall dieser schwarze Rauch war. Er legte sich nicht nur auf meine Augen, sondern auch in meinen Hals.

Mir wurde das Atmen schwer.

Dieses Gefühl, fast zu ersticken, war schrecklich…

Mir war, als würde Vicky Bonney aus dem Chevrolet gerissen.

Ob einer oder zwei Ameisen sie hinauszerrten, konnte ich nicht sehen. Als ich nach ihr faßte, griffen meine Hände jedenfalls ins Leere.

Aus der wallenden Schwärze streckten sich mir zitternde, zuckende Ameisenbeine entgegen. Das Tier, das ich mit der magischen Flamme getroffen hatte, verendete.

Keine der beiden anderen Teufelstermiten griff mich an. Sie schienen zu großen Respekt vor meiner Waffe zu haben und konzentrierten sich deshalb auf meine Freundin, die sich nicht mehr wehren konnte.

Vicky war aus dem Wagen, und ich mußte auch raus. Wegen der Flammen im Motorraum, die von der sterbenden Horrorameise auf die Maschine übergesprungen waren.

Ich warf mich gegen die Tür. Mein Schwung reichte aus, um sie aufzustoßen und mich auf den Gehsteig zu befördern. Sofort wälzte ich mich von dem Fahrzeug weg.

Daß ich daran guttat, zeigte sich bereits im nächsten Augenblick, denn plötzlich schoß mit einem dumpfen Knurren eine blutrote Flammensäule hoch. Das Feuer griff auf das gesamte Auto über.

Als es den Benzintank erreichte, gab es eine Explosion, die mir das Trommelfell zerreißen wollte. Ich war gerade im Begriff gewesen, aufzuspringen, da erfaßte mich die Druckwelle. Es hob mich kurz hoch, ich verlor den Bodenkontakt und wurde mit ungeheurer Wucht gegen die Hausmauer geschleudert.

Aus einem roten, heißen Glutball flogen mir Blechteile entgegen.

Ich riß automatisch die Arme hoch, um mich zu schützen. Verdammt harte Schläge trafen schmerzhaft meinen Körper.

Ich krümmte mich, ohne es zu merken. Irgend etwas hieb mir die Arme nach unten, und dann landete so etwas wie eine heiße Blechfaust auf meiner Schädeldecke.

War es richtig gewesen, den Flammenwerfer einzusetzen?

Ich hatte damit zwar eine Killerameise erledigt, aber erledigte ich mich damit auf Umwegen nicht auch selbst? Meine Knie wurden weich. Ich wurde blind, taub und stumm.

Vielleicht nahm ich noch den Schrei von Menschen mit ins Vergessen – ich weiß es nicht mehr.

Vicky… Ihr galt mein allerletzter Gedanke.
Dann war es vorbei.

***

Es war ganz klar, daß ich mit heftigen Kopfschmerzen erwachte.
Mann, war das ein dumpfes Pochen, Bohren und Ziehen. Jemand schien mein Gehirn freigelegt zu haben, und ich hatte das Gefühl, daß er es nun mit Sandpapier bearbeitete.
Ich stöhnte, in der Hoffnung, daß er dann damit aufhörte.
Jemand beugte sich über mich. Ich sah – verschwommen – ein zerknautschtes Gesicht… männlich, weiß, vielleicht fünfzig Jahre alt. Aus dem Nasenloch zog der Mann soeben einen Inhalationsstift.
»Wie fühlen Sie sich, Mr. Ballard?« fragte er.
»Wenn ich sagte schlecht, wäre selbst das noch geprotzt«, antwortete ich wahrheitsgetreu.
Als das Gesicht lächelte, bekam es noch mehr Falten. »Ich bin Captain Jack Davenport. Sie haben die Warnung der Ameise ignoriert.«
Ich sah ihn überrascht an. »Woher wissen Sie von dieser Nachricht, Captain?«
Er lächelte wieder. »Wir haben Wyatt Fondas Telefon angezapft und schneiden jeden Anruf mit.«
Der Kerl mit dem Sandpapier wurde allmählich müde. Dafür dankte ich dem Himmel. Die Kopfschmerzen ließen langsam nach.
Ich konnte wieder einigermaßen klar denken und bemerkte, daß ich nicht mehr dort lag, wo mich die heiße Blechfaust niedergestreckt hatte.
Nüchterne Klarheit umgab mich.
Krankenhaus, dachte ich.
Schon wieder. Erst vor kurzem war ich in einem Londoner Hospital gewesen. Allerdings nicht als Patient, so wie jetzt. Ich griff nach meinem Kopf und erwartete, mit den Fingern einen Verband zu ertasten, spürte jedoch nur mein Haar.
»Die Ärzte meinen, Ihr Schädel müsse aus Eisen sein«, sagte Captain Davenport. »Nicht die geringste Schramme haben Sie abbekommen. Nur eine ausgewachsene Beule. In den nächsten Tagen werden Sie wohl keinen Hut aufsetzen können.«
»Ich trage sowieso nicht gern Hüte«, brummte ich und setzte mich vorsichtig auf.
»Was haben Sie vor, Mr. Ballard?«
»Dumme Frage, ich gehe wieder an die Arbeit.«
»Das werden die Ärzte nicht so gern sehen.«
»Darauf kann ich keine Rücksicht nehmen.«
»Oh, man wird Sie nicht fortlassen.«

»Es wird verdammt schwierig sein, mich hier festzuhalten«, sagte ich mit finsterer Miene, auf dem Bettrand sitzend. Daß ich noch nicht voll da war, bewies die Tatsache, daß ich noch kein einziges Mal an Vicky Bonney gedacht hatte.

Jetzt tat ich es, und ich mußte dabei so bleich geworden sein, daß Captain Davenport erschrocken fragte: »Wollen Sie sich nicht noch mal hinlegen, Mr. Ballard? Soll ich einen Arzt rufen?«

»Ich brauche keinen Arzt, Captain.«

»Wenn Sie sich sehen könnten, wären Sie anderer Meinung.«

»Vicky! Wo ist meine Freundin Vicky Bonney?«

»Beruhigen Sie sich um Himmels willen. In Ihrem Zustand ist es nicht gut, wenn man sich aufregt. Das kann zu einem Rückfall führen.«

»Wo ist Vicky Bonney, Captain? Befindet sie sich auch in diesem Krankenhaus? Wie geht es ihr? Die Explosion… Vicky hat sie doch überlebt, oder? Oder?«

Jack Davenport rammte sich den Inhalationsstift in die Nase und roch daran. Während er dies tat, kam kein Wort über seine Lippen, an denen mein Blick hing.

Erst nachdem er den Stift herausgezogen hatte, sagte er: »Ihre Freundin ist nicht hier, Mr. Ballard.«

Nicht hier… Das konnte bedeuten, daß es Vicky gutging. Es konnte aber auch heißen, daß es keinen Sinn mehr gehabt hatte, sie nach der Explosion ins Hospital zu bringen, weil … weil … O Gott…

Leichenhaus?

Mir schnürte es die Kehle zu. Lebte Vicky Bonney nicht mehr?

Hatte ich dieses Mädchen, an dem ich mehr hing als an meinem Leben, verloren? Wenn sie okay gewesen wäre, hätte sie mit Sicherheit neben dem Captain gestanden. Aber sie war nicht da…

»Ich hole lieber doch einen Arzt!« sagte Captain Davenport.

»Lassen Sie mich damit in Ruhe, Captain!« herrschte ich den Mann an.

Er sah es mir nach, hatte Verständnis für meine Gefühle.

»Wir sitzen beide im selben Boot, Mr. Ballard«, sagte Davenport besänftigend. »Wyatt Fonda hat Sie nach New York geholt, weil Dr. Adamson, unser Polizeiarzt, meinte, Stella Frey, Albert Kevin und Frank Terry müßten von einem Ungeheuer getötet worden sein. Wie ich inzwischen erfahren habe, sind Sie auf die Bekämpfung von Monstern spezialisiert.«

»Wie sich zeigte, habe ich aber nicht nur gute Momente.«

»Wer hat die schon?« gab Davenport zurück. »Ich begrüße es, daß Sie in meinen Fall eingestiegen sind, denn mittlerweile hat sich herausgestellt, daß wir es tatsächlich mit Ungeheuern zu tun haben. Mit Riesenameisen. Ehrlich gesagt, es fällt mir verdammt schwer, diese Tatsache zu schlucken. Aber eine Menge Leute haben gesehen,

wie Sie und Ihre Freundin in Ihrem Wagen von drei Monsterameisen angegriffen wurden. So viele Menschen können nicht urplötzlich überschnappen. Also muß ich glauben, was die Leute mir erzählten. Die Sache hat natürlich eine Menge Staub aufgewirbelt, wie Sie sich denken können… Monsteralarm in New York … Daß ich so etwas mal erleben muß … Ich kann gegen solche Biester doch nichts ausrichten. Die Polizei ist gegen Ungeheuer machtlos. Wir tun uns schon schwer mit den vielen Verbrechern, die die Unterwelt dieser Stadt bevölkern. Aber bei Horrorinsekten bin ich mit meinen Latein am Ende. Offengestanden, ich kann mir nicht vorstellen, daß sie imstande sind, mit diesen sechsbeinigen Scheusalen aufzuräumen, Mr. Ballard. Damit will ich Sie keinesfalls abqualifizieren. Ich kann es mir nur beim besten Willen nicht vorstellen.«

»Reicht Ihre Vorstellungsgabe soweit aus, um zu erkennen, wie sich die Entführung von Emily Fonda abspielte, Captain?« fragte ich.

»Die Kidnapper arbeiteten mit Ameisen zusammen«, sagte Jack Davenport. Er schüttelte den Kopf. »Verrückt, das ist alles so verrückt, Mr. Ballard, daß ich mich manchmal frage, ob ich eigentlich noch normal bin. Tatsache. Diese Frage habe ich mir bereits einige Male gestellt… Emily Fonda kann auch *nur* von Monsterameisen entführt worden sein. So wie Ihre Freundin.«

Endlich sprach er über Vicky.

»Vicky wurde entführt?« fragte ich aufgeregt.

»Augenzeugen berichteten, Vicky Bonney wäre von den Ameisen mit einem klebrigen Sekret beschmiert worden, so daß sie sich nicht mehr rühren konnte, und dann packten die Untiere sie und trugen sie fort.«

»Fort? Wohin?«

»Niemand weiß es. Keiner brachte den Mut auf, den Ameisen zu folgen. Als wir den Tatort erreichten, waren die Monsterameisen mit Miß Bonney längst verschwunden.«

Es pochte heiß in meinen Schläfen. Vicky in der Gewalt dieser Killerameisen… Gott im Himmel, warum hast du ihr und mir das nicht erspart?

»Ich möchte bloß wissen, wie diese Biester entstanden?« sagte Jack Davenport und schob sich den Inhalierstift wieder ins Nasenloch.

Ich hätte ihm jetzt einen langen Vortrag über die schwarze Macht und deren Vertreter halten können, verzichtete jedoch darauf.

Vicky – entführt von Killertermiten. Das lag mir schwer im Magen.

War sie nur entführt worden oder…?

Befand sie sich jetzt dort, wo Emily Fonda war?

»Und noch etwas würde mich brennend interessieren?« sagte Captain Davenport. »Nämlich, wer sich dieser Monsterameisen bedient.«

»Vielleicht Gordon Brubaker«, sagte ich spontan.

Der Captain schaute mich überrascht an. »Glauben Sie?«

»Er haßt Wyatt Fonda bis aufs Blut. Er wollte Fonda fertigmachen, übernahm sich dabei aber und stolperte gewissermaßen über die eigenen Beine.«

»Ach, und Sie meinen, deshalb könnte er Emily Fonda gekidnappt haben. Um wieder zu Geld zu kommen. Geld, das er Wyatt Fonda abnimmt, stärkt ihn und macht seinen Konkurrenten schwach.«

»Das wäre die eine Möglichkeit. Die andere ist, daß Brubaker – wenn er hinter der Entführung steht – seinen Konkurrenten völlig in der Hand hat. Er kann in diesem Fall alles von Wyatt Fonda verlangen. Nicht nur Geld.«

»Und Fonda müßte sich fügen, wenn er seine Tochter lebend wiederhaben möchte«, sagte Jack Davenport. »Ich muß gestehen, was Sie sagen, hat Hand und Fuß, Mr. Ballard. Aber wie kam Brubaker an die Killerameisen? Er ist ein Mensch wie Sie und ich.«

»Gegen diese Behauptung verwahre ich mich, Captain!« sagte ich.

Davenport blickte mich irritiert an. »Aber wieso denn?«

»Ich habe keinen so miesen Charakter wie Brubaker.«

»So habe ich das doch nicht gemeint, Mr. Ballard.«

»Das weiß ich. Aber genau das ist der springende Punkt. Wir stehen der Hölle niemals so nahe wie zum Beispiel Gordon Brubaker. Er ist ein durch und durch schlechter Mensch, und das sagt den Mächten der Finsternis natürlich zu.«

»Ich glaube, ich fange an zu verstehen, Mr. Ballard«, sagte Jack Davenport. »Uns steht die Hölle eher feindlich gegenüber. Wenn aber ein Mann wie Gordon Brubaker die Mächte der Finsternis um Hilfe bittet, kann es sein, daß ihm diese Bitte erfüllt wird… Wir werden Brubaker von nun an genau unter die Lupe nehmen.«

»Keine schlechte Idee«, sagte ich. »Aber Vorsicht. Schärfen Sie Ihren Leuten ein, daß ihm niemand auf die Zehen treten darf. Er könnte vorübergehend unter höllischem Schutz stehen.«

Davenport fuhr sich mit der Hand über die Augen. »Mein Gott, wir reden hier über Höllenmächte, als wäre dies die selbstverständlichste Sache der Welt.«

»Das ist es auch, Captain. Ich weiß, wovon ich spreche.«

»Ich habe heute keinen Grund mehr, an Ihren Worten zu zweifeln, Mr. Ballard.«

»Unser ganzes Dasein ist auf Gegensätze ausgerichtet: Anfang, Ende. Licht, Dunkel. Tag, Nacht. Schwarz, Weiß. Und Gut und Böse…«

Der Captain seufzte. »Ich dachte, ich hätte nichts mehr zu lernen, doch das war ein Irrtum.«

Ich stand auf, und Jack Davenport wollte mich stützen. Als er aber sah, daß ich keine Hilfe brauchte, ließ er es bleiben.

»Sie scheinen tatsächlich wieder okay zu sein«, sagte er, während er mich beeindruckt musterte. »Man muß wohl aus einem ganz

besonderen Holz geschnitzt sein, wenn man Geistern und Dä- monen den Kampf ansagen möchte.«

»Das weiß ich nicht, Captain. Ich fühle mich nicht als etwas Besonderes. Ich bin ein Mann, der seinen Job tut.«

»Einen recht außergewöhnlichen und äußerst gefährlichen Job.«

»Ist es nicht auch gefährlich, auf dem schwindelnden Gerüst eines Wolkenkratzers herumzuturnen?«

»Das ist wiederum anders gefährlich«, meinte Davenport. »Was werden Sie jetzt tun, Mr. Ballard?«

»Weitermachen.«

»Haben Sie schon eine Idee, wie Sie die Sache anpacken wollen?«

»Nein. Ich weiß nur, daß ich nicht ohne Vicky Bonney nach London zurückkehre. Und auch nicht, ohne diesen verdammten Fall gelöst zu haben.«

»Ich sorge dafür, daß Sie das Krankenhaus verlassen dürfen«, sagte der Captain. »Eigentlich möchte man Sie ja für zwei, drei Tage zur Beobachtung hierbehalten, aber ich denke, daß das nicht nötig ist. Ihre Beule geht auch anderswo zurück.«

Fünfzehn Minuten später stand ich mit dem Captain im Fahrstuhl. Ich hatte einen Zettel unterschrieben, den ich nicht durchlas.

Ich würde das Hospital auf eigene Verantwortung verlassen, sagte man mir. Ich war damit einverstanden. Ich kannte meinen Körper.

Ich wußte, was ich ihm zumuten durfte. Die Verantwortung würde sich leicht tragen lassen.

Bei der Aufnahme hielt mich eine Krankenschwester auf und holte mich ans Telefon. Als ich im Begriff gewesen war, Wyatt Fondas Haus zu verlassen, mußte ich auch zum Telefon. Ich konnte mir denken, wer mich sprechen wollte, und ich irrte mich nicht.

»Na, Ballard, haben Sie jetzt genug?«

»Ich würde Ihnen gern sämtliche Knochen brechen!« herrschte ich den Mann an.

Er lachte. »Aber Mr. Ballard, warum denn so kriegerisch? Sie sollten viel freundlicher zu mir sein. Immerhin haben wir Ihre Freundin.«

»Wie kriege ich sie wieder?« fragte ich kalt.

»Oh, ganz einfach. Sie kehren nach London zurück und kümmern sich nicht mehr um die Dinge, die hier geschehen.«

»Und Vicky?«

»Die dürfen Sie in dem Fall in wenigen Tagen wohlbehalten in Ihre starken Arme schließen.«

Sie wollten mich aus dem Weg haben. Der Mordanschlag der Killerameisen hatte nicht geklappt, also versuchten sie es nun auf diese Weise. Wut rumorte in meinem Bauch.

»Okay«, sagte ich gepreßt. »Ich werde tun, was Sie verlangen.«

Der Taxifahrer verstaute Vickys und mein Gepäck im Kofferraum. Ich

stieg in den Wagen und sagte: »Kennedy Airport.«

Der Mann nickte und fuhr los. Er versuchte sich mit mir zu unterhalten, damit wir beide keine Langeweile hatten, aber ich gab entweder nur knappe oder gar keine Antworten.

Meine Gedanken umkreisten einen Riesenkomplex mit Namen und Ereignissen. Vicky Bonney, Emily Fonda, Wyatt Fonda, Gordon Brubaker, Captain Davenport – eine zweifache Entführung, Angriff von Killertermiten, diese beiden Anrufe, immer vom selben Mann, die Nachricht mit der Ameise zu Beginn…

Sie wollten mich aus dem Weg haben, und ich wich der Gewalt.

Zum erstenmal rannte ich nicht mit dem Kopf durch die Wand – weil sie Vicky Bonney hatten.

Ich war gezwungen, zu tun, was sie verlangten. Sollte Vicky für meinen Starrsinn büßen?

Unauffällig blickte ich mich um. Mit Sicherheit wurde ich beobachtet. Die Gegenseite hatte bisher über jeden meiner Schritte Bescheid gewußt. Ich vergegenwärtigte mir die Situation, als ich den Zettel unter dem Scheibenwischer fand.

Ich hatte dabei das Gefühl gehabt, beobachtet zu werden, war aber nicht daraufgekommen, wer mich nicht aus den Augen ließ.

Der Mulatte? Der Magere auf dem Motorrad? Der Bärtige, der ins Schaufenster sah?

Der Bärtige mußte es gewesen sein, denn ihn sah ich jetzt wieder.

Das konnte kein Zufall sein. Der Mann saß in einem schwarzen Camaro und folgte dem Taxi.

Man traute mir nicht. Die Verbrecher wollten ganz sicher sein, daß ich abreiste, deshalb folgte mir der Mann mit der schwarzen Roßhaarmatratze im Gesicht zum Flugplatz.

Das riesige Gelände des Airports kam bald in Sicht. Ich kam mir wie ein elender Feigling vor. Der Captain hatte gesagt, ich müsse aus einem besonderen Holz geschnitzt sein… Der Mann, den er für mutig und tapfer hielt, der den Anschein erweckte, als würde er sich nicht einmal von den gefährlichsten Monstern unterkriegen lassen – dieser Mann klemmte wie ein getretener Hund den Schwanz ein und gab auf.

Wenn Jack Davenport davon Kenntnis gehabt hätte, hätte er die Achtung vor mir verloren. Er wußte nicht, daß ich zum Airport unterwegs war. Niemand wußte es. Auch Wyatt Fonda nicht. Ich hatte mich nicht verabschiedet.

Sie würden denken, ich unterließ es, weil ich mich schämte.

Was ich tat, tat ich für Vicky… Aber Emily Fonda? Ließ ich sie nicht im Stich, wenn ich New York verließ. Wer sollte sie dann noch befreien? Captain Davenport war dazu nicht imstande.

Durfte ich Emily Fonda ihrem Schicksal überlassen?

Nein! Nein! Tausendmal nein!

Und ich hatte auch nicht die Absicht aufzugeben. Sie hatten mich noch lange nicht geschlagen. Ich fuhr zum Flugplatz, wie sie es haben wollten. Ich hatte sogar schon ein Ticket bestellt.

Aber ich hatte nie und nimmer die Absicht, abzureisen. Die Gegenseite sollte das nur denken. Ich wollte sie austricksen.

Deshalb die Fahrt mit dem Gepäck zum Flugplatz.

Die Sache mußte echt aussehen, damit der Bärtige seinen Komplizen berichten konnte: »Den Schnüffler sind wir los! Er wird uns keinen Ärger mehr machen!«

Ja, Freunde, so hättet ihr es gern, aber so spielen wir es nicht. In diesem Spiel gelten meine Regeln, und es ist erst zu Ende, wenn ich es sage!

Der Bärtige machte seine Sache sehr geschickt. Mal ließ er sich zurückfallen, so daß ihn einige Fahrzeuge überholen konnten, dann war er wieder hinter uns – oder auf einer anderen Fahrspur. Wenn er mir nicht schon mal aufgefallen wäre, hätte ich ihn diesmal wahrscheinlich nicht verdächtigt.

Als sich Gelegenheit dazu bot, musterte ich den Mann aus den Augenwinkeln. Er war ein Koloß, breitschultrig, und harte Muskel spannten sein weißes Hemd.

Er konnte mit seinen Fäusten bestimmt eine Menge Schaden anrichten, doch ich hatte trotzdem keine Angst vor ihm.

Na warte, dachte ich, während ich wieder unbeteiligt nach vorn sah, dich kaufe ich mir, Bruder!

Der Mann war der einzige Anhaltspunkt, den ich hatte, meine einzige Chance, Vicky Bonney und Emily Fonda zu finden, die einzige Verbindung zur Gegenseite.

Deshalb durfte ich ihn auf keinen Fall aus den Augen verlieren, und er durfte auch nicht merken, daß ich über ihn Bescheid wußte, sonst zog er sich entweder weit zurück, oder er ließ sich von jemandem ablösen, den ich nicht kannte.

Kennedy Airport.

Ich bezahlte die Fahrt und winkte einem Träger. Ich machte alles klar, was man tut, wenn man wirklich abreist, und hin und wieder sah ich unauffällig nach meinem Freund, dessen Gesicht große Genugtuung erkennen ließ.

Irrtum, Kamerad! dachte ich spöttisch. Tony Ballard bleibt! Dein Bericht, den du deinen Freunden übermitteln wirst, wird falsch sein!

Ich gab das Gepäck auf.

Es würde allein nach London reisen. Egal. Wenn ich etwas benötigte, würde ich es mir kaufen. Zum Glück war ich nicht arm wie eine Kirchenmaus und konnte mir das leisten. Zwar halte ich nichts von Verschwendung, aber Geld soll niemals wichtiger sein als ein Sieg über die schwarze Gefahr.

Ich holte mein Ticket und begab mich in den Warteraum. Der Bärtige suchte das Flughafenrestaurant auf, von wo aus er den Start meiner Maschine bei einem kühlen Drink beobachten wollte.

Der Flug nach London wurde aufgerufen. Die Passagiere verließen den Warteraum. Alle… nur Tony Ballard nicht, der blieb sitzen.

Die Stewardeß, ein wirklich reizender glutäugiger Käfer, kam zu mir. »Kommen Sie nicht mit an Bord, Sir?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich hab’ mir’s anders überlegt.«

Vielleicht dachte sie, ich hätte plötzlich Angst vorm Fliegen. Es war mir ziemlich gleichgültig, was sie vermutete. Ich würde in New York bleiben und weitermachen, hart und unerbittlich.

Und als erster sollte dieser Bärtige zu spuren kriegen, was es heißt, sich mit mir anzulegen. Ich war zwar nicht so groß und schwer wie er, aber ich war mit Sicherheit schneller, und mein Karatetraining war so hart wie das eines Vollprofis.

»Ich bleibe hier«, sagte ich zu der Stewardeß.

Ich bleibe hier und räume auf! dachte ich. Es wird keine Killertermite mehr in New York geben, wenn ich abreise, und Vicky Bonney wird im Flugzeug neben mir sitzen.

Und Emily Fonda wird zu Hause bei ihrem Vater sein…

Und Gordon Brubaker? Wenn er mit dieser Sache zu tun hat, wird es für ihn bald Heulen und Zähneknirschen geben…

***

Es klappte.

Die Maschine flog ohne mich ab. Ich hetzte zu einem der Leihwagenschalter, während der Bärtige telefonierte. Jetzt war ich derjenige, der ihn beschattete, und ich stellte mich geschickter an.

Er lachte herzlich und war bester Laune, als er das Flughafengebäude verließ. Er stieg in seinen schwarzen Camaro, und ich setzte mich in meinen Leihwagen, von dem ich hoffte, daß er länger hielt als der andere.

Der Bärtige fuhr los, und ich hängte mich hinter ihn. Über den Southern Parkway ging es in zügiger Fahrt durch Brooklyn und über die Verra-Zano-Narrows Bridge schließlich hinüber nach Staten Island.

In der Nähe des Clove Park endete die Fahrt. Der Mann parkte seinen Wagen, überquerte die Straße und verschwand in einem alten Haus. Im ersten Stock zeigte er sich kurz an einem Fenster, womit er mir verriet, welche Wohnung ich aufsuchen mußte.

Ich eilte die Treppe hinauf und erreichte die Tür, die zum Apartment des Bärtigen gehörte. Mort Billinger stand daran.

Mr. Billinger wird Augen machen, wenn er dich wiedersieht, sagte ich mir. Er wird vor Freude im Dreieck springen.

Bevor ich anklopfte, zog ich meinen Colt Diamondback aus der

Schulterhalfter. Ich hatte nicht die Absicht, auf den Mann zu schießen. Nur einschüchtern wollte ich ihn mit dem Ballermann.

Und wenn das nichts nützte, wollte ich mit dem Colt auch zuschlagen.

Ich hatte nicht das Verlangen, einen Preis für schönes Kämpfen zu gewinnen. Der Erfolg allein war ausschlaggebend. An eine Niederlage wollte ich erst gar nicht denken, denn das hätte nicht nur für mich verheerende Folgen gehabt, sondern auch für Vicky Bonney, Emily und Wyatt Fonda…

Ich muß siegen! dachte ich. Ich kann mir keine Niederlage leisten!

Ich klopfte. »Ja!« rief drinnen Mort Billinger.

»Ein Päckchen für Sie, Mr. Billinger«, sagte ich laut.

Billinger war arglos. Tony Ballard befand sich nach seiner Ansicht nach nicht mehr in New York. Außerdem fühlte er sich so stark, daß er vor niemandem Angst zu haben brauchte.

Das dachte er jedenfalls, aber ich wollte ihn eines Besseren belehren. Mach auf! dachte ich fiebernd. Nun komm schon, mach auf!

Und er tat mir den Gefallen.

***

Als er mich sah, war er so perplex, als wäre ihm ein Geist erschienen. Ich rammte ihm die Kanone in den Bauch. Er zuckte zusammen. Ich stieß ihn zurück, und er war so verdattert, daß er immer noch nicht reagierte. Erst als ich die Tür zukickte, was mit einem dumpfen Knall verbunden war, fiel die Lähmung von ihm ab.

Er war schrecklich aufgebracht und so verrückt, meinen Revolver zu ignorieren und nach meinem Kinn zu schlagen. Wußte er, daß ich nicht schießen würde? Verließ er sich auf sein Glück? Oder kam ihm in seinem Zorn gar nicht der Gedanke, daß ich den Finger krümmen könnte?

Wie auch immer, er schlug zu, und ich mußte den Kopf blitzschnell zur Seite nehmen. Seine Faust, klobig und kantig, wischte haarscharf an meinem Gesicht vorbei.

Da Billinger keinen Respekt vor meinem Diamondback hatte, wollte ich dafür sorgen, daß er welchen bekam. Mein Arm zuckte im richtigen Moment hoch, die Waffe traf, Mort Billinger grunzte und fiel gegen einen hölzernen Kleiderständer, den er umwarf.

Er selbst blieb auf den Beinen, aber es kostete ihn einige Mühe, die Balance nicht vollends zu verlieren.

Ich setzte nach, schlug noch einmal zu. Billinger stöhnte, und als ich ihm die Waffe abermals ansetzte, gab er sich friedlich.

»Wer sind Sie?« preßte er heiser hervor. »Was wollen Sie von mir?«

»Spiel nicht den dummen August, Junge! Du kennst meinen Namen.«

»Ich schwöre Ihnen, ich habe keine Ahnung.«

»Noch so eine Lüge, und ich pflanze dir meine Faust in den Bart!«
»Ich weiß wirklich nicht…«
Ich holte aus, und er zeigte, daß er sich noch lange nicht geschlagen gab. Sein Knie zuckte hoch, traf mich, mir blieb die Luft weg, und ich wich einen Schritt zurück.
Der Schmerz löcherte meine Konzentrationsfähigkeit, und nun ging der bärtige Muskelmann erst so richtig aus sich heraus. Das, was er vorhin gezeigt hatte, war nur ein Vorgeplänkel gewesen.
Wie Schmiedehämmer schwang er seine Fäuste, und ich entging nicht jedem Schlag, denn der Schmerz handikapte mich immer noch. Mort Billinger krallte seine Finger in mein Jackett und drehte sich mit mir.
Er kam mir vor wie ein Hammerwerfer, der Schwung holt, bevor er das Gerät schleudert. In diesem Fall sollte ich der Hammer sein.
Billinger ließ mich los, als der Schwung am größten war.
Ich flog durch den Raum, prallte wie eine Kanonenkugel gegen eine Schranktür und schlug sie ein. Krachend brach das Holz. Die Tür wölbte sich nach innen. Ich landete zwischen Anzügen, Hemden und Pullovern. Ein Teil von dem Zeug fiel auf mich, und als ich alles weggefegt hatte, war Mort Billinger schon wieder bei mir.
Diesmal wollte er meine Nase mit seinem Schuhabsatz in Mus verwandeln. Es war zwar eng im Schrank, doch ich schaffte es, mich zur Seite zu drehen. Das vorschnellende Bein verfehlte mich.
Mein Abwehrschlag saß. Mort Billingers Gesicht verzerrte sich.
Ich griff nach dem Bein, drehte es herum und brachte den Koloß damit zu Fall.
Jetzt hatte ich Gelegenheit, den Schrank zu verlassen. Der Gangster und ich kamen gleichzeitig auf die Beine. Vielleicht war ich um eine Spur schneller. Jedenfalls attackierte ich ihn zuerst, und zwar so heftig und gründlich, daß ihm die Lust vergehen mußte, den Kampf fortzusetzen.
Ich setzte alles ein, was ich zu bieten hatte, und das war nicht wenig. Billinger wehrte sich wild, doch mit sicherem Auge sah ich immer wieder eine ungedeckte Stelle.
Bald war der Mann gezeichnet. Er fiel mehr und mehr in die Defensive zurück, konnte sich nur noch verteidigen, doch auch das ließ ich nicht lange zu.
Und dann war er geschafft…
Schwitzend und schwer keuchend wedelte er mit der Hand. Sie sollte wohl so etwas wie eine weiße Friedensfahne darstellen. Ich akzeptierte.
»Aufhören!« stöhnte Mort Billinger. »Hören Sie auf, Mr. Ballard.«
»Ach, jetzt ist dir plötzlich mein Name wieder eingefallen. Muß- ten dich deine Eltern auch immer auf den Kopf hauen, als du noch zur

Schule gingst? Seit ich in New York bin, beschattest du mich. Du kannst dir vorstellen, daß das einige Fragen aufwirft. Ich erwarte, daß du sie mir beantwortest.«

Mort Billinger tastete nach seinem Mundwinkel.

»Darf ich aufstehen?« fragte er. Trotz seiner Größe war er jetzt ganz klein und gefügig. Das gefiel mir.

Der Schweiß rann ihm in breiten Bächen von der Stirn, seitlich an den Wangen herunter, und verschwand wie ein unterirdischer Wasserlauf in seinem dichten dunklen Bart.

Ächzend erhob er sich, nachdem ich genickt hatte, und ließ sich in einen breiten grauen Samtsessel fallen.

»Wer hat mir den Zettel unter den Scheibenwischer geklemmt? Du?« fragte ich.

»Nein.«

»Wer?«

»Walter…«

»Hat der Kerl noch einen Nachnamen?«

»Walter Downs.«

Ich verlangte die Adresse des Mannes, und Mort Billinger nannte sie.

»Nennt sich Downs ›Ameise‹?« wollte ich wissen. »Die Nachricht war mit einer Ameise *unterschrieben*.«

»Ich weiß nicht, warum Walter das getan hat.«

»Deine Aufgabe bestand nur darin, mich zu beschatten?«

»Ja«, sagte Billinger.

»Wer entführte Emily Fonda?«

Der Koloß schwieg.

»Rede!« herrschte ich ihn an. »Sonst verbiege ich dir noch ein paar Barthaare. Wer kidnappte Emily Fonda?«

»Walter und Vic…«

»Vic?«

»Vic Brennan«, sagte Billinger.

»Adresse!« verlangte ich und bekam sie. »Okay, das wäre das erste. Wenn du so weitermachst, bin ich mit dir sehr zufrieden. Ich werde bei Captain Davenport ein gutes Wort für dich einlegen.«

Billinger riß die Augen auf. »Sie wollen mich der Polizei übergeben?«

»Was dachtest du denn? Kerle wie du dürfen doch nicht frei herumlaufen. Man wird dich im Kittchen läutern und nach ein paar Jährchen wieder auf die Menschheit loslassen. Bis dahin wirst du begriffen haben, daß sich Verbrechen nicht lohnen. Die Zuchthäuser sind voll von Leuten, die sich allmählich zu dieser Erkenntnis durchringen.«

»Wenn ich… Wenn ich Ihnen alles sage, was ich weiß … Lassen Sie mich dann laufen, Mr. Ballard?«

»Nein. Kann ich nicht.«

»Warum nicht?«
»Weil es meiner Moralauffassung widersprechen würde.« Moral – ein Wort, das es in Billingers Vokabular nicht gab. Er wußte deshalb auch nichts damit anzufangen und verstand mich nicht.
Trotzig preßte er die Kiefer zusammen. »Dann sage ich kein Wort mehr!« quetschte er zwischen den Zähnen hervor.
»Junge, zwing mich nicht, dich noch mal weichzuklopfen. Ich könnte dir in meinem Übermut zuviel antun«, drohte ich. »Wohin haben deine Komplizen Emily Fonda gebracht? Wo befindet sich meine Freundin Vicky Bonney? Wer rief mich zweimal an? Wer ist euer Auftraggeber? Ist es direkt Gordon Brubaker? Oder ist noch jemand dazwischengeschaltet? Woher habt ihr die Killertermiten?«
Mort Billinger hielt Wort.
Wie ein Ehrenmann.
Er sagte nichts mehr, wollte mich auf diese Weise zwingen, doch noch auf den von ihm vorgeschlagenen Handel einzugehen, doch das kam für mich nicht in Frage. Ich mache mit Verbrechern keine Geschäfte.
Stumm wie ein Fisch war der Mann. Ich wollte ihm »gut zureden«.
Als ich die Hand hob, explodierte er. Er hatte sich erholt und erhoffte sich in der zweiten Runde mehr Punkte. Ich gebe zu, sein Blitzangriff überraschte mich.
Hochschnellend, rammte er mir die Schulter in den Bauch, ich klappte zusammen, und Mort Billinger stemmte mich hoch. Er rannte mit mir ein paar Schritte. Dann wuchtete er mich gegen die Wand, daß mir Hören und Sehen vergehen wollte.
Mir war sofort klar, daß der Bursche jetzt alles auf eine Karte setzte. Er hatte zwei Komplizen verraten. Ich durfte mit diesem Wissen seine Wohnung nicht verlassen.
Verräter erfreuen sich nirgendwo großer Beliebtheit. Billinger hatte bestimmt mit Folgen zu rechnen, wenn herauskam, daß er nicht dichtgehalten hatte.
Man würde ihm den Mund so gründlich stopfen, daß er nie mehr etwas sagen konnte. Aus diesem Grund setzte er alles daran, um mich unschädlich zu machen. Die Angst verlieh ihm zusätzliche Kräfte.
Ich fiel von seiner Schulter. Durch meinen Rücken zog sich ein dumpfer Schmerz. Ich wälzte mich auf die Seite, kassierte einen Tritt, schnappte mir aber – wie schon einmal – das Bein meines Gegners und riß es mit aller mir zur Verfügung stehenden Kraft hoch.
Billinger kippte nach hinten.
Ich sah, was passieren würde, ehe es dazu kam.
Die Fallneigung stimmte, und die Wucht war groß genug… Der Bärtige landete mit dem Hinterkopf auf der Kante einer alten Anrichte. Härtestes Holz. Das mußte dem Mann einfach die Besinnung

rauben.

Als er ohnmächtig auf dem Teppich lag, stand ich auf und kontrollierte, ob nach alle meine Knochen heil waren. Sie waren es. Die blauen Flecken, die mir der bärtige Berserker zugefügt hatte, waren nicht der Rede wert. Sie würden in ein paar Tagen nicht mehr zu sehen sein.

Es sollte mir in diesem Fall nichts Schlimmes passieren…

Ich blickte mich im Raum um, holte mir ein Kabel von der Stereoanlage und fesselte dem Mann damit Arme und Beine, damit er nicht abhanden kam. Nicht einmal ein Entfesselungskünstler hätte die Knoten aufgebracht, mit denen ich Mort Billinger band.

Nachdem dies geschehen war, rief ich Captain Davenport an. Ich teilte ihm mit, wer wo und warum abzuholen war. Von Walter Downs und Vic Brennan sagte ich nichts.

Um diese beiden wollte ich mich selbst kümmern.

***

Ditmars Boulevard 8019. Gegenüber der U-Bahn-Endstelle in Queens. Das war Walter Downs' Anschrift. Ihn wollte ich mir als nächsten vorknöpfen. Er wohnte auch im ersten Stock, und ich hatte das Glück, ihn zu Hause anzutreffen.

Als er mich sah, starrte er mich wie vom Donner gerührt an. Er reagierte ähnlich wie Mort Billinger, und als er den Kopf verlor, rückte ich ihn ihm mit ein paar Schlägen wieder einigermaßen zurecht.

»Wo sind die Mädchen? Wohin habt ihr Emily Fonda verschleppt? Befindet sich Vicky Bonney bei ihr?«

Der Mann lag halb schräg auf einer Sitzbank. Ich preßte ihn mit dem Knie nieder.

»Sie… Sie drücken mir den Brustkorb ein!« stöhnte Downs. »Ich … kriege … keine … Luft!«

Ich ließ ein bißchen locker. »Wieso denn so zimperlich, Downs?«

fragte ich ätzend. »Ich habe die Leichen von Stella Frey, Albert Kevin und Frank Terry gesehen…«

»Damit habe ich nichts zu tun!«

»Das kaufe ich dir nicht ab, Freundchen. Ich weiß, daß du mit Vic Brennan Wyatt Fondas Tochter entführt hast!«

»Von wem?«

»Das ist unwichtig. Ich weiß es. Die Ameisen leisteten die grausige Vorarbeit, richtig?«

»Es war nur eine«

»Ihr habt sie an der Fassade hochgeschickt, und das auf Mord programmierte Monster schaltete für euch die Leibwächter aus.«

»Ja«, ächzte Downs. »So lief's ab.«

»Für wen arbeitet ihr?«

»Mr. Ashlock… Er hat uns angeheuert. Er tauchte in unserer Stammkneipe auf und sagte, er hätte einen Job für uns. Ich habe diesen Mann nie zuvor gesehen. Irgendwo machte er Vic und mir Angst. Er schüchterte uns ein. In seinem Blick war etwas, das uns wissen ließ, daß wir den Auftrag nicht ablehnen konnten.«

»Mir kommen gleich die Tränen.«

»Es ist so, wie ich sage, Mr. Ballard. Dieser Mr. Ashlock sieht aus wie die personifizierte Gefahr. Wenn er etwas verlangt, kann man nur gehorchen.«

Brubakers höllischer Partner? fragte ich mich. Ist das der Mann, der die Killerameisen beschaffte? Ein Dämon? Ich wollte wissen, wie der Kerl aussah, und Downs beschrieb ihn.

Ich war sicher, daß ich mit Mr. Ashlock noch nie zu tun gehabt hatte, hoffte aber, ihm schon bald Auge in Auge gegenüberzustehen.

Verbarg sich hinter Mr. Ashlock ein guter Bekannter von mir?

Einer meiner Erzfeinde?

»Wo finde ich Ashlock?« fragte ich den Verbrecher.

»Das kann ich Ihnen nicht sagen; ich weiß es nicht, Mr. Ballard. Es ist uns nicht möglich, mit ihm Kontakt aufzunehmen. Er meldet sich, erteilt seine Befehle und verschwindet wieder. Er muß so etwas wie ein Zauberer sein. Jedenfalls ist er brandgefährlich… Die Ameisen, die er geschaffen hat, beweisen es … Sie würden besser daran tun, seine Kreise nicht zu stören … Warum sind Sie nicht abgereist? Mr. Ashlock wird Ihre Freundin das büßen lassen …«

»Noch weiß er nicht, daß ich in New York geblieben bin«, erwiderte ich.

»Ich habe den Eindruck, dieser Mann weiß über alles Bescheid. Vielleicht hört er in diesem Moment unser Gespräch mit. O Gott, und ich habe seinen Namen genannt…!«

Panik schnappte in Walter Downs hoch. Er bäumte sich auf, stieß mich zur Seite und hetzte zum Fenster. Ich wollte ihn nicht entkommen lassen, setzte ihm nach, aber die Angst beflügelte seinen Schritt.

Als ich ihn erreichte, stand er bereits draußen auf dem Sims. Ich griff nach ihm. Er schlug wie verrückt nach meinen Armen, wollte sich nicht packen lassen, konzentrierte sich so sehr auf die Abwehr, daß er vergaß, sich festzuhalten, und so kam, was kommen mußte.

Downs verlor das Gleichgewicht und fiel.

Nun ist der erste Stock noch keine schwindelerregende Höhe, aber wenn man unglücklich fällt, kann einen auch so ein Sturz das Leben kosten. Soviel Pech hatte Walter Downs nicht.

Er verlor lediglich das Bewußtsein. Alle Knochen blieben heil.

Das stellte sich aber erst später auf dem Röntgentisch heraus, denn ich veranlaßte, daß man den Gangster unverzüglich ins Krankenhaus

brachte.

***

Downs schlug die Augen auf, und sofort meldete sich sein schlechtes Gewissen. Er hätte nichts verraten dürfen, aber er hatte über Mr. Ashlock gesprochen.

Wenn dieser davon wußte…

Dann geht es mir schlecht! dachte Walter Downs. Er blickte sich um. Daß er sich in einem Hospital befand, war ihm sofort klar gewesen. Die Frage war nur, in welches man ihn gebracht hatte.

Bin ich hier vor Mr. Ashlock sicher? Überlegte der Verbrecher.

Oder wird er mich in Kürze besuchen?

Downs spürte ein lästiges Würgen im Hals und schluckte die Angst mühsam hinunter. Aber sie kehrte immer wieder zurück. Du bist ein Todgeweihter, hallte es in seinem Kopf, und er dachte an Flucht.

Aber wohin sollte er fliehen? Wo würde ihn Mr. Ashlock nicht finden? Gab es irgendwo in dieser großen Stadt ein Versteck, das Mr. Ashlock nicht kannte? Der unheimliche Mann verkörperte das Böse.

Vielleicht kam er aus der Hölle, dann müßte man vor ihm in einer Kirche sicher sein!

Hier im Krankenhaus wollte Downs jedenfalls nicht auf Mr. Ashlocks Besuch warten. Die Gelegenheit war günstig. Niemand befand sich im Zimmer. Downs wollte sich klammheimlich davonstehlen und in einem Gotteshaus Zuflucht suchen.

Der Priester würde von ihm verlangen, daß er seine Tat bereute.

Klar, warum nicht? Er würde dem Gottesmann die Freude machen.

Natürlich würde der Pfarrer ihm auch nahelegen, sich der Polizei zu stellen.

Nun, so einfach stellen konnte er sich nicht, aber er entschloß sich, den Bullen zu verraten, wo sich Emily Fonda und Vicky Bonney befanden. Das gab später vor Gericht dann mildernde Umstände.

Ich steige aus! dachte Walter Downs. Ich will mit dieser verdammten Sache und vor allem mit diesem unheimlichen Mr. Ashlock nichts mehr zu tun haben. Es war ein Fehler, sich von diesem seltsamen Fremden anheuern zu lassen.

Weg! Raus, bevor jemand kommt! sagte sich Walter Downs, ohne zu ahnen, daß Mr. Ashlock bereits disponiert hatte.

Vor das große, mehrfach unterteilte Fenster schob sich plötzlich ein Schatten. Downs zuckte hoch und erstarrte, als er die Riesenameise sah. Sie durchstieß in diesem Moment das Glas und ließ sich mit weit auseinandergebogenen Zangen auf den Mann fallen.

Downs streckte Arme und Beine abwehrend von sich und fing an zu schreien. Das schwere, harte Tier preßte ihn nieder. Er strampelte wie verrückt und wehrte sich verzweifelt.

Seine Hände umklammerten die harten Vorderbeine des Hölleninsekts. Als das Untier zum erstenmal zubiß, brüllte Downs wie am Spieß auf. Verletzt versuchte er sich unter dem Riesentier hervorzukämpfen.

Er drückte und schob, kam aber nur wenige Zentimeter weit.

»Hilfe!« kreischte er. »So helft mir doch!«

Jetzt war er in der Situation, in der sich Stella Frey, Albert Kevin und Frank Terry am Abend der Entführung befunden hatten, und er hatte kein Mitleid mit ihnen gehabt.

Nie wäre es ihm in den Sinn gekommen, ihnen zu helfen. Ihm aber sollte man helfen. Er verlangte Hilfe…

Doch sie würde zu spät kommen, denn die Killerameise packte den Verbrecher, riß ihn aus dem Bett, warf ihn auf den Boden, preßte ihn mit ihren Beinen nieder und tötete ihn.

Sein Schrei riß ab.

Es war vorbei…

***

Gleich nachdem man Downs abtransportiert hatte, fuhr ich zu Vic Brennan weiter. Sollte ich bei dem nichts erreichen, würde mich Downs wiedersehen. Ich hoffte, von Brennan mehr über diesen geheimnisvollen Mr. Ashlock zu erfahren.

Vielleicht konnte dieser Verbrecher mir sagen, wo Ashlock anzutreffen war. Auf jeden Fall mußte mir Vic Brennan aber verraten, wo sich die beiden Mädchen befanden, denn ich wollte sie endlich aus ihrer mißlichen Lage befreien.

Unterwegs hielt ich kurz an und telefonierte mit Captain Davenport. Ich lieferte ihm einen knappen Situationsbericht und riet ihm, mal den Polizeicomputer zu fragen, was dieser über einen Mann namens Ashlock wußte. Wenn wir Glück hatten, war der Kerl registriert.

»Ashlock«, sagte Jack Davenport. »Ich habe mir den Namen aufgeschrieben, Mr. Ballard. Hat der Mann auch einen Vornamen?«

»Möglich. Ich kenne ihn nicht«, antwortete ich.

»Alter?«

»Etwa fünfunddreißig.«

»Hautfarbe?«

»Weiß.«

»Besondere Kennzeichen?«

»Walter Downs behauptet, er sieht aus wie die personifizierte Gefahr.«

»Davon kann ich mir zwar keine konkrete Vorstellung machen, aber bitte… Vielleicht weiß unser Computer damit etwas anzufangen. Manchmal ärgern wir uns über ihn, doch ohne ihn kann ich mir die Arbeit gar nicht mehr vorstellen.«

»Grüßen Sie den Blechonkel von mir.«
»Ich werd's ausrichten. Darf ich fragen, was Sie nun vorhaben?«
»Ich setze Vic Brennan die Daumenschrauben an.«
»Brauchen Sie Hilfe?«
»Ich denke, daß ich mit dem Mann allein fertigwerde. Sie können ihn haben, sobald ich mit ihm fertig bin.«
»Wenn Sie etwas tun, machen Sie es gründlich, wie?«
»Gibt es einen leichteren Weg, zum Erfolg zu kommen?«
»Ich glaube nicht. Wann höre ich wieder von Ihnen?«
»Bald«, versprach ich.
»Vielleicht hat unser Computer bis dahin schon etwas über Ashlock ausgespuckt«, sagte Jack Davenport.
Wir legten gleichzeitig auf. Ich verließ die Telefonzelle und setzte die Fahrt zu Vic Brennan fort. Mißtrauisch blickte ich mich um.
Beschattete mich wieder jemand? War es diesmal Ashlock persönlich?
Wo steckte der Herr der Killerameisen? Wußte er mittlerweile, daß ich New York nicht verlassen hatte? Mort Billinger konnte es ihm nicht verraten haben, denn der befand sich auf Nummer Sicher. Walter Downs lag im Krankenhaus und hatte dort auch keine Möglichkeit, mit Ashlock in Verbindung zu treten…
Aber das hieß nicht, daß Ashlock nicht Bescheid wußte. Er konnte seine Information von einer mir unbekannten Quelle bezogen haben.
Ich fuhr sehr aufmerksam. Rastlos war mein Blick, doch mir fiel keine verdächtigte Person auf. Es schien alles in Ordnung zu sein.
Aber ich traute dem Frieden trotzdem nicht. Schließlich hatte ich schon einmal erlebt, wie gefährlich Mr. Ashlocks Horrorameisen waren.
Brennan war in der Hoyt Avenue zu Hause. Er öffnete auf mein Klingeln, und ich sah ihm an, daß er wußte, wen er vor sich hatte.
Mich erstaunte, daß er sich friedlich und beherrscht benahm.
Zwar bildeten sich auf seinen Wangen kleine grauen Flecken, aber er griff mich nicht an. Hielt er sich nicht für kräftig genug?
Traute er sich nicht zu, mit mir fertigzuwerden? Billinger und Downs hatten es wenigstens versucht, und ich muß gestehen, daß mich die Fights mit den beiden Verbrechern und der Kampf mit der Riesenameise einiges von meiner Substanz gekostet hatten.
Unter Umständen hätte Vic Brennan, der unverbraucht war, eine Chance gegen mich gehabt. Doch er wollte es nicht darauf ankommen lassen, und ich war ihm dafür dankbar.
Konnte man mit ihm vernünftig reden? Sah er ein, daß es klüger war, aufzugeben?
Er wich langsam zurück. »Irgendwie habe ich damit gerechnet, daß Sie hier aufkreuzen werden, Ballard«, sagte er trocken.

»Ich war schon bei Billinger und Downs«, sagte ich.
»Oh.«
»Treffend formuliert«, sagte ich und lächelte den Verbrecher kalt an.
Auf dem Tisch stand ein Leichtmetallkoffer, dem ich keine Beachtung schenkte. Ich nahm ihn lediglich zur Kenntnis.
»Bist du bewaffnet?« fragte ich den Mann.
Er schüttelte den Kopf und spreizte die Arme ab. »Sie können sich überzeugen.«
»Du wirst lachen, das tu' ich.«
Ich trat näher, und in mir spannten sich die Nervenstränge. Sollte der Bursche mich doch angreifen wollen, würde es ihm nicht gelingen, mich zu überraschen.
Er war »sauber«. Nicht einmal ein Taschenmesser fand ich bei ihm. Seine Friedfertigkeit war mir nicht ganz geheuer. So harmlos, wie der Bursche sich gab, war ja nicht einmal ich.
Vorsicht, Tony! sagte ich mir. Er will dich täuschen. Er spielt dir was vor!
Ich trat wieder zurück. Scharf blickte ich ihm in die Augen. »Wo ist Ashlock?«
»Ich weiß es nicht; ich weiß es wirklich nicht. Keiner von uns weiß es.«
»Was tut ihr, wenn ihr ihm etwas Wichtiges mitzuteilen habt?«
»Wir können mit ihm nur reden, wenn er uns aufsucht.«
»Geschieht das mit einer gewissen Regelmäßigkeit?«
»Nein.«
»Ihr habt keine Möglichkeit, ihm eine Nachricht zukommen zu lassen?«
»Nein.«
»Das glaube ich dir nicht.«
»Es ist aber so«, sagte Vic Brennan.
»Wo befinden sich Emily Fonda und Vicky Bonney?«
Brennan grinste mich unerschrocken an und schüttelte langsam den Kopf. »Das darf ich Ihnen nicht sagen, Mr. Ballard.«
»Vielleicht habe ich die Möglichkeit, dich zu zwingen«, bemerkte ich mit einem drohenden Unterton.
Er schüttelte wieder den Kopf. »Ich bin nicht lebensmüde. Sie müssen die Mädchen und Ashlock schon ohne meine Hilfe finden. Tut mir leid.«
Ich dachte an meine Freundin und an Wyatt Fondas Tochter, und in mir begann die Wut zu brodeln. Die beiden Mädchen befanden sich in einer bemitleidenswerten Lage, aus der ich sie nur deshalb nicht befreien konnte, weil dieser Gangster nicht reden wollte.
Kaltschnäuzig ließ er mich wissen, daß ich aus ihm nichts herauskriegen würde. Nun, wenn er mir keine andere Wahl ließ,

würde ich ihn hart anfassen.
Meine Hände schossen auf ihn zu.
Ich packte seine Rockaufschläge, drehte meine Fäuste, wodurch sich der Stoff um seinen Hals zusammenzog.
»Keine Gewalt, Mr. Ballard!« sagte er heiser.
»Denkst du, daß ich einen Kerl wie dich mit Samthandschuhen anfasse?« herrschte ich ihn an. »Auf dein Konto gehen eine Entführung und drei Leichen!«
»Ich habe niemanden umgebracht, das können Sie mir nicht anhängen, Ballard.«
»Man wird dich der Mittäterschaft anklagen! Und für die Entführung kriegst du sowieso schon lebenslänglich. Also rede, oder du lernst mich von meiner bösesten Seite kennen.«
»Ich sage überhaupt nichts, Ballard. Vielleicht erfahren Sie von ›Charlie‹, was Sie wissen möchten.«
»Charlie? Wer ist Charlie? Noch ein Komplize?«
»So könnte man ihn bezeichnen. Er war dabei, als wir Emily Fonda abholten.«
Verdammt, der Bursche hatte Nerven. Es war Kidnapping gewesen. Drei Tote hatte es gegeben, und er sprach von abholen. So, als wären sie mit Emily Fonda zum Tanz gefahren.
Mort Billinger hatte gesagt, die Entführung wäre nur von zwei Männern ausgeführt worden. Und jetzt erfuhr ich auf einmal von einem Charlie, einem dritten Komplizen. Warum hatte mir Billinger den verschwiegen?
»Wo ist dieser Charlie?« fragte ich Vic Brennan.
»Er ist hier«, sagte der Gangster.
Hatte er deshalb keine Angst von mir?
»In dieser Wohnung?« fragte ich.
»Charlie!« rief Brennan. »Hier ist jemand, der dich kennenlernen möchte! Würdest du mal kommen?«
Und Charlie kam.
Verdammt, er kam wirklich…

***

Der Leichtmetallkoffer öffnete sich. Es war, als hätte Vic Brennan eine Handgranate scharfgemacht und hineingelegt.
Jetzt ging sie hoch. Der Deckel flog auf, und etwas Feuerrotes sauste heraus. Deshalb also war Vic Brennan so cool geblieben. Er stand unter einem besonderen Schutz.
CHARLIE!
Es war eine Horrorameise. Sie wurde beängstigend groß und griff mich augenblicklich an.
Ich hatte zwar mit einer Attacke gerechnet, aber nicht mit einer

solchen. Damit überraschte mich Vic Brennan, und ich hatte Mühe, nicht unterzugehen. Das Untier stieß mit seinem kleinen Schädel nach mir.

Ich sah die gefährlichen Zangen und brachte mich davor mit einem weiten Satz in Sicherheit. Ein makabrer Gag von Brennan, dieser Killerameise einen Namen zu geben.

Das Satansinsekt biß daneben, traf mich aber mit zwei Beinen, und ich hätte beinahe das Gleichgewicht verloren. Für Vic Brennan war ich uninteressant geworden.

Er rechnete damit, daß Charlie mich tötete. Ich würde alle Anstrengungen unternehmen müssen, um das zu verhindern.

Während ich mit dem Teufelsvieh um mein Leben kämpfte, verließ Vic Brennan die Wohnung. Er schaute sich nicht einmal um.

Sein Vertrauen zu Charlie war sehr groß.

Ich entging einem weiteren Schlag nur knapp, trat nach dem Schädel der Ameise und griff gleichzeitig zum Colt. Geweihtes Silber konnte dieses Monster bestimmt ebensowenig vertragen wie die Flamme aus meinem Feuerzeug.

Mit Schwung riß ich die Waffe aus dem Leder. Die Horrorameise schien die Gefahr zu ahnen. Sie bespritzte mich mit diesem milchigklebrigen Sekret, um mich kampfunfähig zu machen.

Aber diese eine Ladung, mit der sie mich traf, reichte nicht aus, und ein zweitesmal ließ ich es nicht zu, daß sie mich mit dem Zeug besudelte. Ich zielte auf den Monsterschädel.

Direkt zwischen die giftgrünen Facettenaugen.

Schuß!

Treffer!

Die Riesenameise zuckte zusammen. Das geweihte Silber schien ihr den Schädel in den Körper zu drücken. Die langen Fühler flogen nach links und rechts davon, zerbrachen an der Wand, als wären sie aus Glas.

Die Ameise wankte auf mich zu, drückte sich auf zitternden Beinen hoch, vermochte sich aber nur noch wenige Sekunden zu halten, dann sackte sie nach unten, schlug mit der Unterseite schwer auf den Teppich und verendete.

Mit ihrem langsamen Sterben löste sie sich auf. Der große, furchteinflößende Segmentleib wurde weich wie Gummi, floß auseinander, verformte sich, wurde mehr und mehr durchsichtig und war Augenblicke später nicht mehr zu sehen.

Ich hatte diesen Kampf für mich entschieden.

Aber Vic Brennan war weg!

***

Gordon Brubaker stand am Panoramafenster seines protzigen Büros

und blickte in jene Richtung, wo sich das Bürohaus von Fonda-Instruments befand. Ein eiskaltes Grinsen huschte über sein Gesicht.

»Ich habe dich in der Hand, Wyatt Fonda«, knurrte er gegen das Glas. »Damit hast du nicht gerechnet, was? Ja, ja, man darf Gordon Brubaker niemals unterschätzen. Ich liege zwar auf dem Bauch, aber ich komme wieder hoch, und mein Aufstieg wird dein Untergang sein, dafür werde ich sorgen. Solange wir deine Tochter haben, kannst du dich nicht wehren. Um Emily wiederzukriegen, würdest du alles tun. Ich habe dich eine Weile zappeln lassen, damit der Schmerz dich zermürbt. Nun bist du reif, Wyatt Fonda. Ich werde ernten, was ich gesät habe. Und du wirst mir alles geben, was ich verlange.«

Brubaker lachte.

Seine Augen wurden schmal.

»Aber die Garantie, daß du deine Tochter lebend wiedersiehst, kann ich nicht übernehmen. Vielleicht lasse ich sie von den Ameisen töten, damit du als gebrochener Mann den Rest deines Lebens auf dieser Welt fristest. So ein schwerer Schicksalsschlag würde dich entwurzeln. Wenn Emily stirbt, bist du nicht mehr imstande, dich zu erheben. Ja, ich denke, Emily wird auch dann ihr Leben verlieren, wenn du alle meine Forderungen erfüllst.«

Er wandte sich vom Fenster ab. Es hatte sich gelohnt, die Hölle um Hilfe zu bitten. Daß die schwarze Macht ihren Tribut dafür verlangen würde, machte ihm nichts aus. Er würde bezahlen, was sie verlangte und sich ihre weitere Unterstützung sichern.

Bald würde Brubaker Electronics auf der ganzen Welt keine Konkurrenz mehr haben. Alle würden es für ein Wunder ansehen.

Ein Wunder, das die Hölle geschaffen hatte…

Brubaker setzte sich an seinen großformatigen Schreibtisch. Atax hatte ihm gezeigt, wie es Tony Ballard und dessen Freundin Vicky Bonney erging. Zwar war es dem Detektiv aus England gelungen, dem Tod zu entgehen, aber Vicky Bonney war von den Ameisen verschleppt worden, wodurch man den lästigen Schnüffler wunderbar unter Druck setzen konnte.

Gordon Brubaker schob einen Metallbrieföffner auf dem Schreibtisch hin und her. Triumph glitzerte in seinen Augen. Tony Ballard befand sich auf dem Weg nach London und würde ihm hier nicht mehr in die Quere kommen.

Der Mann, von dem sich Wyatt Fonda soviel Hilfe erhoffte, war schachmatt gesetzt.

Das Telefon schlug an. Gordon Brubaker griff nach dem Hörer und meldete sich. Am andern Ende war Vic Brennan. Atemlos.

»Was gibt’s, Brennan?« fragte Brubaker schroff.

»Ballard…«

»Spinnen Sie? Wieso kommen Sie mir jetzt mit Ballard? Der Mann ist

nicht mehr aktuell.«
»Doch, Sir.«
»Billinger sah ihn abfliegen.«
»Weiß der Teufel, was Billinger beobachtet hat, Mr. Brubaker. In der Maschine nach London sitzt Tony Ballard jedenfalls nicht.«
»Sind Sie betrunken, Brennan?«
»Ballard kreuzte bei mir auf«, rief Vic Brennan aufgeregt. »Er war vorher bei Billinger und Downs.«
Durch Brubakers Körper ging ein Ruck. »Verdammt.«
»Ballard kennt den Namen Ashlock!«
»Zum Teufel, wer hat den verraten? Wieso weiß ich von all dem nichts? Warum werde ich nicht informiert?« Dieser Vorwurf ging nicht so sehr an Brennans Adresse als an die von Atax. Die Seele des Teufels mußte doch über die unwillkommene Entwicklung Bescheid wissen.
Atax war zwar nicht hier, aber Brubaker hoffte, daß der Dämon ihn trotzdem hörte. Er war ärgerlich. Atax machte zuviel auf eigene Faust, und das gefiel ihm nicht. Er hätte dem Dämon lieber Befehle erteilt. Doch wenn er das getan hätte, hätte ihn der Geschlechtslose mit Sicherheit fertiggemacht.
»Wo ist Ballard jetzt?« wollte Gordon Brubaker wissen.
»In meiner Wohnung. Ich habe ihm ›Charlie‹ auf den Hals gehetzt. Wenn wir Glück haben, tötet ihn die Killerameise.«
In Brubaker stieg ein ungutes Gefühl hoch. Er hatte Tony Ballard im Wagen kämpfen sehen. Es gab wohl nicht viele Menschen, die in dieser Situation noch eine Chance gehabt hätten, aber dem Privatdetektiv aus London war es gelungen, seine Haut zu retten.
Wenn er sich auch gegen »Charlie« durchsetzte…
»Die Sache geht mir gegen den Strich!« schnarrte Brubaker. »Ballard hat nicht getan, was wir von ihm verlangten, folglich muß es nun zu den angedrohten Konsequenzen kommen.«
»Sie wollen Vicky Bonney umlegen?«
»Ballard soll sehen, daß wir nicht scherzen. Wir treffen uns bei den Mädchen.«
»Okay«, sagte Vic Brennan und hängte ein.

***

Deborah Hall bemühte sich in aufopfernder Weise um Wyatt Fonda. Sie ließ niemanden an ihn heran. Alle Anrufe seiner geschiedenen Frau nahm sie entgegen.
»Ich möchte mit meinem Mann sprechen!« schrie Sue Fonda wütend, als sie beim vierten Anruf wieder nur Deborah an die Strippe bekam.
»Wyatt ist nicht mehr Ihr Mann«, sagte die zukünftige Mrs. Fonda gelassen.
»Was fällt Ihnen ein, sich in dieser Situation zwischen mich und

meinen Mann zu stellen? Mich verbindet mit Wyatt mehr, als Sie je mit ihm verbinden wird: Emily. Wenn Sie ihn nicht ans Telefon rufen, setze ich mich in meinen Wagen und komme zu Ihnen.«

»Den Weg können Sie sich sparen, Sue. Ich habe Anweisung gegeben, daß man Sie nicht ins Haus läßt. Was Wyatt jetzt vor allem braucht, ist Ruhe.«

»Wieso sind Sie dann bei ihm?«

»Weil ich ihm diese Ruhe geben kann. Sollten Sie noch einmal anrufen, werde ich das Gespräch nicht mehr entgegennehmen.«

»Sie sind wohl größenwahnsinnig geworden!« schrie Sue Fonda zornig. »Anscheinend sehen Sie sich schon als Mrs. Fonda, aber noch ist es nicht soweit, und was ich tun kann, um diese Heirat zu verhindern, werde ich tun.«

Deborah war nicht gewillt, sich den Wutausbruch von Wyatts geschiedener Frau noch länger anzuhören.

Als Sue merkte, daß sie auflegen wollte, lenkte sie ein. Ganz kleinlaut wurde sie. »Warten Sie!« rief sie. »Ich bitte Sie, Deborah… Sie müssen mich verstehen … Emily ist mein Kind … Ich mache mir Sorgen … Niemand informiert mich …«

»Es hat sich noch nichts Neues ergeben. Sowie dies der Fall ist, wird sich Wyatt mit Ihnen in Verbindung setzen.«

»Ich… ich habe Angst um meine Tochter, Deborah.«

»Wir bangen alle um Emily, und ich bete zu Gott, daß wir sie bald wohlbehalten wiederbekommen.«

Nach diesem Anruf traf ein Bote ein. Er sagte, er habe etwas für Mr. Wyatt Fonda abzugeben. Jemand vom Personal nahm eine Ledermappe in Empfang und brachte sie seinem Arbeitgeber.

Der Bote machte sich aus dem Staub, und als Wyatt Fonda die Mappe aufschlug, erkannte er, daß er es mit einem Forderungskatalog Gordon Brubakers zu tun hatte.

Er starrte Deborah Hall entgeistert an. »Das ist doch der Gipfel der Frechheit! Brubaker versteckt sich nicht mehr. Er tritt ganz offen aus der Anonymität hervor.«

Deborah trat neben ihn und umarmte ihn. »Was verlangt er?«

Es waren zwanzig Punkte, die Gordon Brubaker erfüllt haben wollte. Jeder einzelne war ein Todesstoß für Fonda-Instruments.

Am Ende des Forderungskatalogs stand, daß dieser sich wenige Augenblicke, nachdem ihn Fonda gelesen habe, zerstören würde, und so war es tatsächlich. Ein grelles Flirren wischte über die Seiten und löschte die Schrift. Wyatt Fonda und Deborah Hall hatten nur noch leere Blätter vor sich.

»Er hat eine Möglichkeit gefunden, sich die Hölle dienstbar zu machen«, knirschte Fonda. »Ich habe noch nie einem Menschen etwas Schlechtes gewünscht, aber Gordon Brubaker wünsche ich, daß ihn

der Teufel holt.«

»Hast du dir die zwanzig Punkte gemerkt, Wyatt?«

»Jeder einzelne hat sich unauslöschlich in mein Gehirn eingeprägt.«

»Wirst du sie erfüllen?«

»Ich habe keine andere Wahl.«

»Damit ruiniert dich Brubaker.«

»Ich weiß.«.

Deborah küßte ihn. »Ich werde trotzdem zu dir halten, Wyatt. Geld ist nicht alles im Leben. Hauptsache, wir kriegen Emily gesund wieder.«

***

Sie befanden sich in einem alten, abseits stehenden Lagerhaus am East River. Vicky Bonney und Emily Fonda waren Gefangene der Horrorameisen. Überzogen mit diesem ekeligklebrigen Sekret. Sie konnten sich nicht bewegen. Das Zeug verhinderte nicht nur, daß sie weder Arme noch Beine gebrauchen konnten, sondern verhinderte auch, daß sie sich vom Fleck rühren konnten. Es war ihnen weder möglich, sich zu erheben, noch konnten sie sich auf die Seite drehen.

Es wäre nicht nötig gewesen, daß sie bewacht wurden.

Dennoch waren aber zwei Monsterameisen da, die sie mit ihren grünen Augen scharf beobachteten.

Emily war über das Ärgste hinweg. Der Schock war vorbei. Was sie erlebt hatte, lähmte nicht mehr ihren Geist. Aber sie hatte schreckliche Angst vor den Ameisen.

Sie hatte erlebt, was diese Monster mit Stella Frey und den beiden Leibwächtern gemacht hatten. Bis an ihr Lebensende würde sie diesen Horror nicht vergessen, und es hatte lange gedauert, bis sie endlich wieder einen halbwegs klaren Gedanken fassen konnte.

Auf welchem Weg sie hierher gelangte, wußte sie nicht. Die Entführer hatten ihr nicht die Augen verbunden, und trotzdem hatte sie nichts bewußt wahrgenommen.

Erst hier, in diesem düsteren, stillen Lagerhaus, war sie dann irgendwann zu sich gekommen. Bewacht und belauert von diesen beiden Teufelsviechern. Zuerst hatte sie befürchtet, die Riesenameisen würden sie töten, doch bald erkannte sie, daß sie vorerst nichts zu befürchten hatte. Aber konnte sich das nicht bald ändern?

Als zwei weitere Ameisen dann dieses blonde Mädchen anschleppten, hatte Emily Fonda endlich einen Gesprächspartner, und sie erfuhr von Vicky Bonney einiges über die mutmaßlichen Hintergründe ihrer Entführung.

Sie hörte von Tony Ballard, der bestimmt nichts unversucht lassen würde, um sie beide zu befreien, und ein kleiner Hoffnungsschimmer entstand in ihrem bangen Herzen.

»Mein armer Vater«, flüsterte Emily mit Tränen in den Augen.
»Er hängt sehr an mir. Die Sorge um mich wird ihn langsam verrückt machen. Wenn ich ihm nur ein Lebenszeichen zukommen lassen könnte.«
»Es geht ihm jetzt wirklich nicht gut«, sagte Vicky, »aber er ist meines Erachtens ein Mann, der sich nicht so leicht unterkriegen läßt.«
»Brubaker wird mit seinen Forderungen seine Firma vernichten.«
»Vielleicht bleibt Ihrem Vater dieser Untergang noch erspart, Emily. Sie müssen hoffen.«
»Glauben Sie, daß Tony Ballard uns hier rausholen kann?«
»Davon bin ich sogar überzeugt«, sagte Vicky, um das Mädchen seelisch zu kräftigen.
»Aber er hat doch keine Ahnung, wo wir uns befinden.«
»Tony findet es raus. Er ist der beste Privatdetektiv, den ich kenne. Vielleicht befindet er sich in diesem Augenblick bereits auf dem Weg hierher.«
»Und die Ameisen, die uns bewachen?«
»Er wird sie mit geweihten Silberkugeln ausschalten.«
»Ich wollte, ich hätte soviel Vertrauen zu ihm wie Sie, Vicky.«
»Wenn Sie ihn so gut kennen würden wie ich, wüßten Sie, daß Sie noch lange nicht verloren sind, Emily. Tony wird kommen und uns aus dieser mißlichen Lage befreien. Und anschließend wird sich Gordon Brubaker für alles, was er angerichtet hat, verantworten müssen. Das wird ihm geschäftlich das Genick brechen.«
Ein Wagen blieb vor dem Lagerhaus stehen.
Emily zuckte zusammen. »Da kommt jemand… Tony?«
Das wäre schön, dachte Vicky Bonney. »Vielleicht«, sagte sie, und dann lauschten die beiden Mädchen.
Draußen wurde der Motor abgestellt. Stille. Vicky Bonney beobachtete die beiden Ameisen. Sie blieben in der Nähe. Vor dem Lagerhaus fiel keine Wagentür zu, keine Schritte waren zu hören.
Nichts. Niemand stieg aus dem Fahrzeug.
Hatte sich ein Liebespärchen in diese einsame Gegend begeben, um zu zweit allein zu sein? Vicky überlegte, was wohl passieren würde, wenn sie um Hilfe schrie.
Würden die Killerameisen das zulassen? Forderte sie damit ihr Schicksal leichtfertig heraus? Würden ihr die Ameisen die Kehle durchbeißen, wenn sie schrie?
Sollte sich dort draußen tatsächlich ein Liebespaar befinden…
Durfte Vicky Bonney die beiden dann mit einem Hilferuf in Lebensgefahr bringen? Es war zu befürchten, daß in diesem Fall die Killerameisen die beiden Menschen dort draußen angreifen würden.
Vicky blieb still. Sie wechselte mit Emily Fonda einen raschen Blick,

brauchte kein Wort zu sagen. Emily verstand auch so, und schwieg ebenfalls.

Fünf Minuten vergingen. Dann traf ein zweiter Wagen ein. Jetzt klappten Autotüren. Dann waren Männerstimmen und Schritte zu vernehmen. Gleich darauf wurde das große Schiebetor zur Seite gerollt, und Gordon Brubaker trat mit Vic Brennan ein.

Brubaker mußte sich seiner Sache ungemein sicher sein, wenn er so offen vor die beiden Mädchen hintrat.

Vicky Bonney nahm an, daß sich dieser Mann des Schutzes der Hölle versichert hatte, bevor er aus dem Schatten der Anonymität hervortrat. Sein Blick gefiel Vicky nicht.

Er starrte sie an, als wollte er sie umbringen. Warum? Mußte er von Tony einen schmerzhaften Schlag einstecken?

»Ballard hatte seine Chance!« knurrte Gordon Brubaker. »Aber der starrsinnige Idiot nützte sie nicht! Wir ließen ihn wissen, daß er Sie nur dann lebend wiedersehen würde, wenn er nach London zurückkehrt. Das hat er dann auch getan. Aber leider nur zum Schein. Er wollte uns austricksen, dieser Bastard, und dafür werden Sie nun büßen. Er soll sehen, daß wir ernst meinen, was wir sagen.«

Er wies auf Vicky Bonney und befahl Vic Brennan, sie zu töten.

Die Horrorameisen hielten sich im Hintergrund.

Und Brennan setzte sich langsam in Bewegung. Er hatte keine Waffe, würde es mit bloßen Händen tun.

»Lassen Sie sie leben!« bettelte Emily Fonda. »Sie kann doch nichts für das, was ihr Freund tut!«

»Man muß eben bei der Wahl seiner Freunde etwas mehr Sorgfalt walten lassen«, sagte Brubaker ungerührt.

»Sind nicht schon genug Menschen gestorben?«

»Genug. Was ist schon genug?«

»Warum begnügen Sie sich nicht mit dem Triumph über meinen Vater, Mr. Brubaker?«

»Er kennt inzwischen meine Forderungen.«

»Zweifeln Sie daran, daß er sie erfüllen wird?«

»Nein, schließlich will er ja seine Tochter wiederhaben.«

»Brubaker Electronics wird wieder Nummer eins sein.«

»Ja, und Fonda-Instruments wird bald niemand mehr kennen.«

»Sollte Ihnen das nicht reichen? Müssen Sie auch noch dieses unschuldige Mädchen töten lassen?«

»Pah, unschuldiges Mädchen. Wenn sie könnte, würde sie genauso wie ihr Freund versuchen, mich zur Strecke zu bringen. Vicky Bonney ist nicht so harmlos, wie sie aussieht.«

»Wenn… Wenn dieser Mann sie umbringt, haben Sie kein Druckmittel mehr gegen Tony Ballard in der Hand!« sagte Emily Fonda heiser.

»Das brauche ich nicht. Ich werde mit diesem verdammten Schnüffler auch so fertig. Die Ameisen werden ihn nicht an mich heranlassen. Die Höllentermiten sind ein Hindernis, an dem selbst ein Kerl wie Tony Ballard scheitern wird.«

Vic Brennan brauchte nur noch einen Schritt zu tun. Er hob langsam die Hände. Er haßte Tony Ballard genauso wie Gordon Brubaker, denn der Privatdetektiv war bis zu ihm vorgedrungen, und wenn »Charlie« nicht gewesen wäre, hätte diese Begegnung für ihn schlimme Folgen gehabt.

Es würde ihm eine Genugtuung sein, die Freundin des lästigen Spürhunds zu töten.

Vicky Bonney brach der Schweiß aus allen Poren. Sie war in Judo und Karate ausgebildet, und unter normalen Umstanden hätte sie vor Vic Brennan keine Angst gehabt. Mit Schnelligkeit und mutigem Einsatz hätte sie ihn vielleicht besiegen können.

Aber sie konnte sich nicht rühren. Wehrlos war sie diesem eiskalten Verbrecher ausgeliefert. Dieses klebrige Sekret der Monstertermiten umklammerte sie buchstäblich.

Sie konnte nur daliegen und auf den Tod warten. Eine grauenvolle Situation war das.

Brennan machte den letzten Schritt. Sein Gesicht verzerrte sich zu einem grausamen, mitleidlosen Grinsen. Vicky Bonneys Herz hämmerte wie verrückt gegen die Rippen.

Sie wollte sich von dem klebrigen Zeug befreien, wollte die Beine anziehen und damit Vic Brennan von sich stoßen… Gott, sie wollte so vieles tun, war aber zu nichts in der Lage.

Brennan beugte sich über sie. Seine Finger spreizten sich, und im nächsten Augenblick schlossen sie sich um den schlanken Hals des Mädchens.

Aus! dachte Vicky Bonney und spürte den schrecklichen, tödlichen Druck…

***

Nachdem ich die Horrorameise ausgeschaltet hatte, stürmte ich aus Vic Brennans Wohnung. Er verließ soeben eine Telefonzelle. Ich nahm an, daß er Gordon Brubaker Meldung gemacht hatte. Oder Ashlock?

Der Gangster stieg in seinen Wagen und brauste los. Ich rannte zu meinem Fahrzeug und folgte ihm.

Die Dämmerung setzte ein. Ich schaltete das Abblendlicht ein.

Brennan rechnete höchstwahrscheinlich damit, daß das Satansinsekt mich in seiner Wohnung zerfleischte. Ich war neugierig, wohin er fuhr.

Brachte er mich, ohne es zu wollen, zu Ashlock?

Er steuerte den East River an und verschwand zwischen alten

Lagerhäusern. Die Gegend war finster und einsam. Hier hatten sogar Ratten Angst. Nun mußte ich höllisch aufpassen, um mich nicht zu verraten.

Zunächst schaltete ich die Fahrzeugbeleuchtung aus und tastete mich wie eine Katze auf der Pirsch durch die Dunkelheit. In der Ferne sah ich die roten Heckleuchten durch die Finsternis schaukeln, und ihnen folgte ich so lange, bis die Bremslichter aufflammten.

Fast gleichzeitig stoppte auch ich.

Zwischen zwei eng beisammenstehenden Lagerhäusern fand ich Platz für mein Auto. Den Rest des Weges mußte ich zu Fuß zurücklegen.

Wen würde ich in dem abseits stehenden Lagerhaus, vor dem Brennan angehalten hatte, antreffen? Vicky Bonney und Emily Fonda? Ashlock? Vielleicht auch Brubaker? Und die vielen Ameisen?

Ich verharrte kurze Zeit. Als ich mich dann anschickte, das Fahrzeug zu verlassen, vernahm ich das Brummen eines Motors. Ich schloß die Tür sofort wieder und rutschte hinter dem Volant nach unten.

Über das Armaturenbrett hinweg sah ich einen Wagen an mir vorbeirollen, und meine Augen, die sich mittlerweile an die Dunkelheit gewöhnt hatten, erkannten Gordon Brubaker!

Kaum war das Fahrzeug aus meinem Blickfeld verschwunden, stieg ich aus und huschte durch die Schwärze der Nacht. Ich erreichte die Rückfront des Lagerhauses, das Brubaker und Brennan betreten hatten.

Bevor ich über die rostigen Sprossen einer Eisenleiter zum Flachdach hinaufkletterte, lud ich meinen Colt Diamondback nach.

»Charlie« hatte mich eine Silberkugel gekostet.

Ich schob die Waffe wieder ins Leder und turnte wieselflink an der Leiter hoch. Vor mir wölbten sich fünf oder sechs Fenster auf dem Dach des Lagerhauses. Wie Blasen sahen sie aus. Aber sie würden nicht zerplatzen, wenn ich sie berührte.

Ich schob mich über den Rand des Daches und näherte mich dem ersten Fenster. Unter mir erkannte ich Vicky Bonney. Das Mädchen neben ihr war Wyatt Fondas Tochter.

Danke, Brennan. Vielen Dank, daß du mir den Weg zu den Mädchen gezeigt hast, dachte ich.

Ich sah auch Brennan und Brubaker – und ich sah zwei Riesenameisen, die sich aber von den Mädchen, die sie anscheinend bewachten, zurückgezogen hatten.

Gordon Brubaker sprach zu Vicky Bonney. Ich konnte nicht hören, was er sagte, tastete mit den Fingern den Fensterrand ab, holte mein Taschenmesser heraus und löste behutsam die Verriegelung.

Langsam klappte ich das Fenster hoch, und im nächsten Moment setzte mein Herzschlag aus, denn Vic Brennan hatte den Befehl erhalten, meine Freundin zu töten, und er war drauf und dran, es zu

tun!

Ich mußte das unbedingt verhindern.

Aber wie? Denn in diesem Moment wurde ich von zwei Killerameisen angegriffen, die sich mir lautlos genähert hatten.

***

Ein glühender Schmerz durchzuckte Vicky Bonney. Ihre Augen weiteten sich. Sie riß den Mund auf, bekam aber keine Luft, denn Brennan drückte ihr die Kehle zu.

Was für ein entsetzlicher Tod! pochte es in Vicky, während Panik in ihr aufflammte.

Als sie nahe daran war, die Besinnung zu verlieren, peitschte plötzlich eine scharfe Stimme durch das Lagerhaus.

»Halt!«

Der Würgegriff lockerte sich. Vic Brennan drehte sich halb um, ließ das Mädchen aber noch nicht los. Dann erkannte er Ashlock, einen großen, schwarz gekleideten Mann mit stechenden dunklen Augen.

Sofort ließ Brennan das Mädchen ganz los und richtete sich auf.

Das klebrige Sekret wischte er sich an den Jeans ab. Niemand hatte Ashlock eintreten gehört. Hatte er sich die ganze Zeit hier drinnen aufgehalten.

Vicky Bonney wußte nicht, wer der Mann war, sie wußte nur, daß er ihr mit seinem unverhofften Auftauchen das Leben gerettet hatte.

Vic Brennan sah Gordon Brubaker an. Ashlock war gewissermaßen das Bindeglied zwischen Brubaker und den Verbrechern. Jedenfalls war es bislang so gewesen, als Brubaker sich noch im Hintergrund aufgehalten hatte. Mittlerweile hatte er sich ja in den Vordergrund gedrängt.

Von wem kriege ich nun meine Befehle? fragte sich Brennan. Von Ashlock – wie früher? Oder von Brubaker – wie jetzt?

Es hatte den Anschein, als würde Gordon Brubaker den Schwarzgekleideten fürchten. Würde es Kompetenzstreitigkeiten geben?

Vic Brennan hielt sich sicherheitshalber aus allem heraus. Zu welcher Entscheidung es auch immer kommen würde, er würde sie akzeptieren.

»Ballard tanzt uns auf der Nase herum!« sagte Gordon Brubaker zornig zu Ashlock. »Wir haben ihn gewarnt. Wer nicht hören will, muß fühlen. Deshalb soll das Mädchen sterben.«

Ashlock schüttelte entschieden den Kopf. »Vicky Bonney bleibt vorläufig am Leben!«

»Aber…«

»Kein Aber, Brubaker!« herrschte Ashlock ihn an. »Es geschieht, was ich sage!«

»Man muß Ballard doch einen Denkzettel geben!«
»Den wird er bekommen. Wir werden dieses Mädchen als Köder benützen, dann geht uns Tony Ballard mit Sicherheit in die Falle.«

***

Ich rollte mich zur Seite; die Ameisenbeine hackten daneben. Ich rollte weiter, und meine Hand stieß in die Hosentasche. Blitzschnell bewaffnete ich mich mit dem magischen Flammenwerfer, der mir schon einmal wertvolle Dienste geleistet hatte.
Die Biester stürzten sich auf mich.
Ich drückte auf den winzigen Knopf, und der Flammenstrahl fauchte den Ungeheuern entgegen. Aber sie konnten dem Feuer ausweichen.
Auf dem Rücken liegend, zog ich die Flamme ständig hin und her. Die Riesenameisen zuckten vor und zurück. Sie wollten mich mit ihren gefährlichen Zangen packen, doch ich wälzte mich von ihnen fort und setzte den Flammenwerfer sofort wieder gegen sie ein.
Schießen konnte ich nicht. Ich mußte bei der lautlosen Waffe bleiben, denn wenn ich hier oben herumgeballert hätte, wären Vickey Bonney und Emily Fonda verloren gewesen.
Brubaker und Brennan durften nicht wissen, daß ich ihnen schon im Nacken saß.
Ich sprang auf und attackierte die Hölleninsekten wie ein Florettfechter. Mein »Florett« war das Silberfeuerzeug, dessen Flammenstrahl eine feurige Klinge. Endlich streifte ich eine der beiden Killerameisen. Das Tier kreiselte herum und sauste davon, aber ich sah, daß sich das magische Feuer an zwei Beinen festgefressen hatte.
Das Satansinsekt war verloren, denn das Feuer würde erst erlöschen, wenn es die Ameise vernichtet hatte. Ich konzentrierte mich auf den verbleibenden Gegner, stach mit der Feuerlohe zu und erwischte genau die Stelle zwischen den Zangen. Das magische Feuer fand einen Weg in das Innere des Tiers und verwandelte es im Handumdrehen in eine grelle Stichflamme. Als diese in sich zusammenfiel, war von der Ameise nichts mehr übrig.
Ich eilte zum Dachfenster zurück. Das hochzuckende Feuer war von Brubaker bemerkt worden. Er starrte zu mir hoch, und als er mich erkannte, wurde sein Gesicht fahl.
Haß sprühte mir aus seinen Augen entgegen. Ich sah Brennan neben ihm stehen – und einen Mann, der Ashlock sein mußte. Und im selben Moment überschlugen sich die Ereignisse.
Die Killerameisen, die sich bis jetzt im Hintergrund gehalten hatten, sausten herbei. Die Flamme des Feuerzeugs war nicht lang genug. Damit konnte ich die Teufelstermiten nicht aufhalten.
Aber jetzt konnte ich meinen Colt einsetzen.
Bevor die Hölleninsekten die Mädchen erreichten, riß ich den

Diamondback aus der Schulterhalfter.
»Tötet sie!« brüllte Gordon Brubaker außer sich vor Wut. »Bringt die Mädchen um!«
Ich zielte und schoß.
Die erste Ameise überschlug sich und fiel auf den Rücken. Mit nach oben gestreckten, zappelnden Beinen verendete sie. Ich schob mich durch die Dachfensteröffnung, hielt mich mit der Linken fest, pendelte kurz hin und her und ließ mich dann fallen.
Ich landete genau zwischen Vicky Bonney und Emily Fonda.
Brubaker und Brennan wichen zurück. Ich sah, wie sich Ashlock auf den Boden warf und nahm an, daß der Mann sich vor meinen Kugeln in Sicherheit bringen wollte. Doch was er tat, hatte einen anderen Grund.
Ich traute meinen Augen nicht, als Ashlock plötzlich keine Arme und keine Beine mehr hatte. Innerhalb von Sekunden fiel alles Menschliche von ihm ab.
Er wurde zu einer hellen, fast weißen, unförmigen Masse, zu einem widerlichen, ekelerregenden Wesen – zu einer Ameisenkönigin, die unentwegt Larven produzierte.
Ameisennachwuchs!
Die Larven öffneten sich, und neue Hölleninsekten krochen heraus. Sie wußten sofort, was sie zu tun hatten. Sie waren von der Termitenkönigin nur zu einem Zweck in die Welt gesetzt worden.
Sie sollten die beiden Mädchen und mich töten!

***

Ich stand dem nackten Grauen gegenüber. So viele Ameisen! Und die Königin stieß immer weitere Larven aus. Herrgott noch mal, wie konnte ich sie daran hindern?
Ich feuerte auf die Höllentiere, die uns attackierten, verbrannte mehrere mit meinem magischen Flammenwerfer, und als sich keine Kugeln mehr im Diamondback befanden, schleuderte ich hintereinander drei silberne Wurfsterne in die bedrohlich näherrückende Ameisenfront hinein.
Brubaker und Brennan zogen sich noch weiter zurück. Sie brauchten hier nicht einzugreifen. Wie es aussah, würden die vielen Ameisen spielend mit mir fertigwerden. Was hatte ich ihnen entgegenzusetzen? Nur noch den magischen Flammenwerfer.
Die Wurfsterne lagen irgendwo. Die Trommel des Colts war leer, und die Feuerzeugfüllung würde auch niemals für so viele Killertermiten ausreichen. Wenn die Flamme erlosch, waren die Mädchen und ich verloren.
Ich weiß nicht, wie viele Termiten ich vernichtete.
Ich konnte sie jedenfalls nicht schneller töten, als die Königin neue

Larven ausstieß. Es wurden immer mehr. Hatten wir noch eine Chance, wenn ich die Termitenkönigin tötete?

Wie sollte ich an sie herankommen? Zwischen ihr und mir türmte sich ein Wall von Killerameisen! Egal – ich mußte durch!

Ich kämpfte um drei Leben – Vickys, Emilys und meines.

Während ich den Höllenbiestern mit dem magischen Flammenwerfer hart zusetzte, riß ich mein Hemd auf und hakte den Dämonendiskus los. Die handtellergroße Scheibe verdreifachte ihre Größe. Ich setzte all meine Hoffnungen in diese starke Waffe, holte aus und schleuderte sie nach der ekeligen Termitenkönigin.

Der Dämonendiskus, diese milchig-silbrige Scheibe, die aus einem Material bestand, das sich nicht analysieren ließ, segelte auf die Termitenkönigin zu. Bevor der Diskus dieses sich ständig bewegende Wesen erreichte, passierte erneut etwas Überraschendes.

Teilten sich die Zellen? Es ging so schnell, daß ich es nicht richtig mitbekam. Aus diesem einen Wesen wurden plötzlich zwei.

Nicht zwei Termitenköniginnen.

Nein, das andere Wesen war… Atax, die Seele des Teufels. Er zeigte sich nur ganz kurz, dann löste er sich auf. *Er* war Ashlock gewesen. Er hatte sich in diese Termitenkönigin verwandelt und diese vielen Höllenameisen produziert, und als er merkte, daß die Situation für ihn kritisch wurde, machte er sich gerade noch rechtzeitig aus dem Staub.

Das andere Wesen, das er mit seinem dämonischen Geist beseelt hatte, lebte noch. Aber nur noch Bruchteile von Sekunden. Dann fraß sich der Dämonendiskus in dieses wabbelige Etwas hinein.

Aus dem Inneren der riesigen Termitenkönigin flogen Larven hoch, bis zur Decke hinauf, und prasselten dann auf den Boden.

Der üble Gestank von Verwesung schlug mir entgegen.

Sämtliche Killertermiten erstarrten, und als ihre Königin sich in einen stinkenden Brei verwandelte, der allmählich verdampfte, endete auch ihre Existenz.

Ringsherum brachen sie zusammen und lösten sich auf.

Brubaker und Brennan trauten ihren Augen nicht. Sie konnten nicht begreifen, daß ich es geschafft hatte, eine ganze Armee von Killerameisen zu besiegen.

Atax, einer meiner Erzfeinde, hatte hinter dem grausigen Horror gesteckt, und es freute mich, ihm wieder einmal eine Niederlage bereitet zu haben. Ich erreichte mit der Kraft meines Willens, daß der Dämonendiskus zu mir zurückkehrte. Ich fing ihn ab und hängte ihn an die Kette. Irgendwann würde dieser Diskus die Seele des Teufels vielleicht vernichten. Ich gab diese Hoffnung jedenfalls nicht auf.

Hinter mir nahm ich eine Bewegung wahr. Doch es waren nur Vicky Bonney und Emily Fonda. Sie konnten sich wieder frei bewegen. Das Sekret hatte sich aufgelöst, klebte nicht mehr an ihnen.

Die beiden Mädchen kamen zu mir.

Brubaker und Brennan waren so konfus, daß sie nicht an Flucht dachten. Ich hatte Zeit, meine Waffe nachzuladen, drückte Vicky Bonney den Diamondback in die Hand und sagte: »Wenn einer der beiden zu fliehen versucht, schießt du.«

»Worauf du dich verlassen kannst!« sagte Vicky und blickte die Männer eisig an.

Ich sammelte meine Wurfsterne ein und verließ das Lagerhaus.

Mit Brubakers Wagen fuhr ich bis zur nächsten Telefonzelle. Nachdem ich Captain Davenport angerufen hatte, kehrte ich zu den Mädchen zurück und wartete mit ihnen auf das Eintreffen der Polizei.

»Habe ich zuviel versprochen?« sagte Vicky Bonney zu Emily Fonda.

Diese schüttelte den Kopf. »Nein. Zu Ihrem Freund kann man wirklich Vertrauen haben.«

»Er hätte sogar versucht, uns aus der Hölle zu befreien«, sagte Vicky und schlang stolz und dankbar ihre Arme um mich.

Die Polizei kam – angeführt von Jack Davenport. Er schob sich den obligatorischen Inhalationsstift in die Nase. »Ich denke, Sie haben mir nun eine ganze Menge zu erzählen, Mr. Ballard«, sagte er.

»Richtig. Aber nicht heute, Captain. Das hat Zeit bis morgen. Jetzt würde ich Mr. Fonda gern seine Tochter zurückbringen.«

Davenport nickte. »Das verstehe ich. Dann sehen wir uns also morgen in meinem Büro.« Er wandte sich an einen Lieutenant und sagte: »Lesen Sie Mr. Brubaker und Mr. Brennan ihre Rechte vor.«

Ich begab mich mit den Mädchen zu meinem Leihwagen und fuhr auf dem kürzesten Weg zum Long Island Sound. Die Szenen, die sich wenig später im Hause der Fondas abspielten, kann ich nicht beschreiben. Sie bewegten mich tief. Deborah Hall weinte, Emily und ihr Vater weinten, Vicky Bonney weinte – und ich hatte ein lästiges Würgen im Hals.

Als sich die hochschlagenden Wogen der Gefühle geglättet hatten, mußte ich ausführlich berichten.

Wyatt Fonda wollte mir einen Scheck mit einer fünfstelligen Summe aufdrängen, doch ich lehnte ab. »Kommt nicht in Frage«, sagte ich. »Wenn Sie eine so hohe Summe unbedingt loswerden möchten, überweisen Sie sie irgendeiner Stiftung.«

»Meinetwegen, Mr. Ballard«, sagte Fonda. »Haben Sie diesbezüglich irgendeinen speziellen Wunsch?«

»Wie wär's mit den Polizeiwaisen?«

»Einverstanden. Der Scheck geht gleich morgen früh ab.«

Da wir kein Hotelzimmer mehr hatten, blieben wir im Hause von Wyatt Fonda.

Tags darauf suchte ich Captain Davenport, wie versprochen, auf.

Ich erzählte ihm die gleiche Geschichte wie Wyatt Fonda, und der

Captain nahm alles zu Protokoll.

Nachdem ich geendet hatte, meinte er: »Sie waren uns eine große Hilfe, Mr. Ballard. Ich weiß nicht, wie ich den Fall ohne Sie hätte lösen sollen.«

Ich schmunzelte. »Eine meiner Stärken ist es, dazusein, wenn ich gebraucht werde.«

»Dafür gebührt Ihnen Lob und Anerkennung.«

Ich winkte ab. »Ach was. Hauptsache, ich konnte helfen.«

Wir kehrten noch am selben Tag nach London zurück. Und Gordon Brubaker und Vic Brennan verschwanden lebenslänglich hinter Gittern. Eine angemessene Strafe für das, was sie angerichtet hatten…

ENDE

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 39 »Wolfsnacht«
[2]Siehe Tony Ballard Nr. 21 »Die Totenuhr«